

# KONstruktiv 284,

Städtebau & Stadtentwicklung

Stadt, wie man sie kennt und schätzt, meint gewachsene Stadt. Deren Attraktivität gilt es zu erhalten und teilweise überhaupt (wieder)herzustellen. Die Problemstellen sind zahlreich und erfordern viele verschiedene Lösungsansätze. Die Bemühung, die Qualität der bestehenden Stadt zu heben, muss viele Aufmerksamkeiten erfahren.

Von oben betrachtet sieht er idealtypisch wie ein Punkt aus, realltypisch wie ein Strich. Nur von unten betrachtet sieht ein Sendemast erhaben aus. Er ist ein Ingenieurs Bauwerk, das an Höhe vielfach wettmacht, was ihm an Grundfläche fehlt. Eine Art Eiffelturm ohne Tourismus. Als rein senkrechte Konstruktion ist er vollkommen ungeeignet für eine Würdigung aus der Vogelperspektive. Doch der Schein trügt. Nur von oben lässt sich das konzentrische Wesen eines Senders erkennen. Es besteht darin, dass ein Wesen im Zentrum steht und von oben herab spricht, während alle anderen rundum nicht widersprechen können, sondern zum Zuhören gezwungen sind. Seit moderne Medien in zwei Richtungen übertragen, sind Sender eine aussterbende Spezies.

Wie so oft hinkt der kulturelle Fortschritt dem technischen hinterher. Das Sendebewusstsein nämlich, als arrogante Taubheit für die Stimme des anderen, hält sich unbeeindruckt in vielerlei Institutionen. Dem ORF kann man das traditions halber noch nachsehen, der wurde von seinen Masten als „Sender“ sozialisiert. Bei der Politik und der Geldwirtschaft ist man es leid. Wunderlich stimmt, dass auch die Werbewirtschaft den Umstieg vom Monolog zum Dialog nicht schafft und im Social Media Marketing hilflos vor sich hin dilettiert. Wer einmal Sender war, hängt daran wie ein Süchtiger an seiner Nadel. Nicht nur von oben betrachtet sehen Sendemasten heute wie Mahnmale aus, die uns an eine Kulturtechnik des Monologisiens erinnern, die wir sozialtechnisch möglichst rasch vergessen sollten.

Wolfgang Pauser •

KONSTRUKTIV 284

Arch+Ing

|               |                                                                                                                   |                                                                       |               |
|---------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------|---------------|
| <b>Inhalt</b> | <b>3</b>                                                                                                          | <b>Editorial</b>                                                      |               |
|               | <b>4</b>                                                                                                          | <b>Pendlers Standpunkt, Dusls Schwerpunkt</b>                         |               |
|               | <b>5</b>                                                                                                          | <b>Standpunkte: Rudolf Kolbe, Gerald Fuxjäger, Walter Stelzhammer</b> |               |
|               | <b>6</b>                                                                                                          | <b>Plus / Minus: Dachausbauten – Edelsteine oder Parasiten?</b>       | André Krammer |
| <b>7</b>      | <b>Städtebau &amp; Stadtentwicklung</b>                                                                           |                                                                       |               |
| <b>8–12</b>   | <b>Die Zukunft der Städte   Über die Chancen und Herausforderungen europäischer Städte</b>                        | Walter Siebel                                                         |               |
| <b>13–15</b>  | <b>Wien wächst   in Zukunft immer smarter, wenn es nach Thomas Madreiter geht</b>                                 | Sebastian Jobst                                                       |               |
| <b>16–19</b>  | <b>Bevölkerungsentwicklung findet Stadt   Aktuelle demografische Strukturen und Trends in Österreichs Städten</b> | Ramon Bauer                                                           |               |
| <b>20–26</b>  | <b>Urban-Think Tank   Ein Dialog</b>                                                                              | Peter Mörtlenböck                                                     |               |
| <b>27–29</b>  | <b>Verdichtung unserer Städte   Stadtentwicklung im Sinne einer innerstädtischen Verdichtung im Großen</b>        | Karin Lischke                                                         |               |
| <b>30–33</b>  | <b>Die Stadt   Von der Polis zur Metropolis</b>                                                                   | Elisabeth Lichtenberger                                               |               |
|               | <b>36–37</b>                                                                                                      | <b>Architekten und Ingenieure im Exil   Teil 4: Nuts and Bolts</b>    | Ursula Seeber |
|               | <b>38–39</b>                                                                                                      | <b>Ausgezeichnet: Der Österreichische Bau-Preis 2011</b>              | Anna Soucek   |
|               | <b>40</b>                                                                                                         | <b>Empfehlungen</b>                                                   |               |
|               | <b>41</b>                                                                                                         | <b>Jüngste Entscheidung, Lektüren</b>                                 |               |
|               | <b>42</b>                                                                                                         | <b>Porträt: Thomas Pucher</b>                                         | Eva Guttman   |
|               | <b>43</b>                                                                                                         | <b>Fehlzanzeige, Das nächste Heft</b>                                 |               |
|               | <b>44</b>                                                                                                         | <b>Von oben</b>                                                       |               |



**Fehlzanzeige** Schöner neuer Vorplatz Bahnhöfe sind besondere städtische Orte. Sie bilden Schnittstellen zwischen dem lokalen und dem (inter)nationalen Raum aus. Das Portal der großen Halle und der großzügige Vorplatz symbolisieren traditionell Weltoffenheit.

Gegenwärtig werden aber gerade die Vorplätze von Stadt und Bahn als schwer kontrollierbarer öffentlicher Raum wahrgenommen, als notwendiges Übel. Am sich im Umbau befindlichen Salzburger Bahnhof haben sich neben den Haltestellen der öffentliche Verkehrsnetze urbane Funktionen angelagert. Tausende Personen frequentieren täglich den Südtirolerplatz. Der eigentliche Vorplatz wird von einer Brunnenlandschaft dominiert, die meist ohne Wasser auskommen muss. Von den hölzernen Sitzbänken sind nur mehr steinerne Sockel übrig geblieben. Metallene Stifte erinnern an die ursprüngliche Funktion. Zum Image der Festspielstadt scheinen keine schlafenden Obdachlosen zu passen. Öffentlicher Raum – ernst genommen – ist aber ein für alle Stadtbewohner offener Raum. Die seltsam mutierten Stadtmöbel erzählen leider eine andere Geschichte.

André Krammer

**Impressum**  
Medieninhaber und Herausgeber konstruktiv 284, Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten (BAIK) 1040 Wien, Karlsgasse 9, T: 01 205 98 00/0, F: 01 205 93 211 www.daskonstruktiv.at

**Erscheinungsweise**  
vier Mal jährlich  
**Auflage**  
13 300 Stück  
**Einzelpreis**  
9,00 Euro  
**Abopreis pro Jahr**  
24,00 Euro

**Redaktion, Anzeigen & Abverwaltung**  
**Redaktionsteam** art+phalanx Kunst- und Kommunikationsbüro Clemens Kopetzky (Geschäftsleitung) Susanne Haider, Sebastian Jobst, Heide Linzer 1070 Wien, Neubaugasse 25/2/11, T: 01 524 98 03/0, F: 01 524 98 03/4 redaktion@daskonstruktiv.at, anzeigen@daskonstruktiv.at, abo@daskonstruktiv.at

**Redaktionsbeirat** ARGE Walter Bohatsch/Reinhard Gassner, Gerald Fuxjäger (Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Steiermark und Kärnten), Georg Pendl (Präsident der BAIK), Rudolf Kolbe (Vizepräsident der BAIK und Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Oberösterreich und Salzburg), Sabine Oppolzer (Kulturjournalistin), Wolfgang Pausner (Konsumforscher & Berater), Walter Stelzhammer (Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Wien, Niederösterreich und Burgenland)

**Lektorat** Dorrit Kogler  
**Gestaltung** Gassner Redolf, Schlinz Bohatsch und Partner, Wien  
**Druck** EBEL PRINT GmbH, Immenstadt Gedruckt auf Drucklein von Romerturm

**Abbildungen**  
F. = Fotograf  
A. = Architekt  
S. 3: Amy Casey/Courtesy: Zg Gallery, Chicago | S. 4: Paula, Andrea Maria Dusl, Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten, Didi Sattmann | S. 7: Brodsky & Utkin/Courtesy: Ronald Feldman Fine Arts | Seite 9: Markus Ungert | S. 11: James Nash | S. 16-18: Grafik: Gassner Redolf/Bohatsch und Partner | S. 21-26: Urban-Think Tank | S. 28: Architektur und Abbildung @gaupenraub | S. 30: Armin von Gerkan | S. 33: GDUK | S. 36: Österreichische Exlibrisbibliothek im Literaturhaus, Wien | S. 37: ©Henry Beran | S. 38: Architektur und Abbildung @raimer.pirker.architecture | S. 40: www.schulmanufaktur.at, Lette Schreiber/sixpackfilm, Dialog im Dunkeln | S. 42: Michael Gries | S. 43: André Krammer, F. Dietmar Tollerian/Konzept: Andreas Strauss | S. 44: MA41-Stadtvermessung

Die Redaktion ersucht diejenigen Urheber, Rechtsnachfolger und Werknutzungsberechtigten, die nicht kontaktiert werden konnten, im Falle des fehlenden Einverständnisses zur Vervielfältigung, Veröffentlichung und Verwertung von Werkabbildungen bzw. Fotografien im Rahmen dieser Publikation um Kontaktaufnahme. Das Gestaltungskonzept dieser Zeitschrift ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist

unzulässig. Die Texte, Fotos, Plandarstellungen sind urheberrechtlich geschützt.  
Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz ist auf www.daskonstruktiv.at veröffentlicht.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich die Meinung des Autors wieder, die sich nicht mit der des Herausgebers oder der Redaktion decken muss. Für unverlangte Beiträge liegt das Risiko beim Einsender. Sinn- gemäße textliche Überarbeitung behält sich die Redaktion vor.

Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Zugunsten der Lesbarkeit wird, wenn von den Autorinnen und Autoren nicht anders vorgesehen, auf geschlechtsspezifische Endungen verzichtet.

Das Zitat auf dem Titel wurde dem Text „Verdichtung unserer Städte“ von Karin Lischke entnommen.



Erstmals öffnete das parkhotel vor dem Linzer Brucknerhaus 2005 seine Pforten.

**Das nächste Heft** Das Wohnen ist wohl die älteste Bauaufgabe des Menschen. Mit einer sich wandelnden Gesellschaft verändern sich jedoch die Anforderungen an den Wohnbau. Viele der gesellschaftlichen Normen, denen sich der konventionelle Wohnbau nach wie vor verpflichtet fühlt, sind nicht mehr zeitgemäß oder entsprechen nicht mehr der gelebten Realität. Baugruppenprojekte zeigen Zugänge zu neuen Praktiken des partizipativen Planens auf, denn seine unmittelbare Umwelt mitzugestalten sollte keine Luxuserscheinung sein. Neue Ansätze zum Wohnen finden sich auch beim generationenübergreifenden Wohnen, Nomadenwohnen, Wohnen und Arbeiten unter einem Dach und dem öffentlichen Raum als städtisches Wohnzimmer. Sie sehen schon, im nächsten Heft wird über Wohnbau anders als gewohnt berichtet werden.

## Editorial

Städte sind durchdrungen von Netzen verschiedenster Art, manche sichtbar, manche latent unter der Benutzeroberfläche, andere lediglich virtuell und keines von ihnen unabhängig denkbar. Gerade darin liegt die Qualität, aber auch die Komplexität von urbanem Raum. Kleinste Veränderungen in einem Teilbereich des urbanen Organismus ziehen zwangsläufig Folgen für den Rest der Stadt nach sich. Denn die Stadt ist Handlungsraum, Baufläche, Begegnungsort, Projektionsfläche, Attraktion und Spektakel, Wohn- und Arbeitsstätte und vieles mehr – eben ein dichtes Geflecht aus sozialen Interaktionen, gesellschaftlichen und kulturellen Normen und Veränderungen. Angesichts dieser Bedingungen erscheint der Begriff der Stadtplanung geradezu vermessen. Wie lässt sich also ein derartig komplexer ständiger Transformationsprozess planen?

Der Soziologe Walter Siebel geht in seinem Artikel der Frage nach, was den urbanen Raum ausmacht. Im Weiteren bestimmt er die aktuelle Situation der europäischen Städte und die daraus entstehenden Herausforderungen. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass sich die europäische Stadt als Geburtsstätte der bürgerlichen Emanzipation vielerorts zu einem Brennpunkt der sozialen und wirtschaftlichen Spaltung gewandelt hat.

Ramon Bauer, vom Vienna Institute of Demography der ÖAW, erfasste für das konstruktiv die aktuelle demografische Situation österreichischer Städte und zeigt wahrscheinliche Trends im demografischen Wandel Österreichs im internationalen Vergleich auf.

Über das Selbstverständnis der Magistratsabteilung 18 für Stadtplanung und -entwicklung sprach Sebastian Jobst mit Thomas Madreiter, ihrem Leiter. Wie Wien mit seinem anhaltenden Wachstum in Bezug auf Wohnbau, Mobilität, seine historisch gewachsene Kernstadt und soziale Ausgeglichenheit umgehen soll, kam genauso zur Sprache wie die Smartcity der Zukunft.

Im Gespräch mit dem Kulturwissenschaftler und Architekten Peter Mörtenböck laden Alfred Brillembourg und Hubert Klumpner von Urban Think Tank zum Perspektivwechsel ein. Die Zeiten, in denen die Slumregionen der südlichen Hemisphäre bestenfalls als Worstcase Scenarios im westlichen Architektur- und Urbanismuskurs Erwähnung fanden seien vorbei. Zum einen bildet sich derzeit ein Netz an Akteuren aus den betroffenen Regionen, das ganz ohne die altbekannte, gutgemeinte „Entwicklungshilfe“ des Westens auskommt. Zum anderen können westliche Planer noch einiges von den selbst organisierten Mechanismen der Favelas, auch für Projekte im entwickelten Westen, lernen.

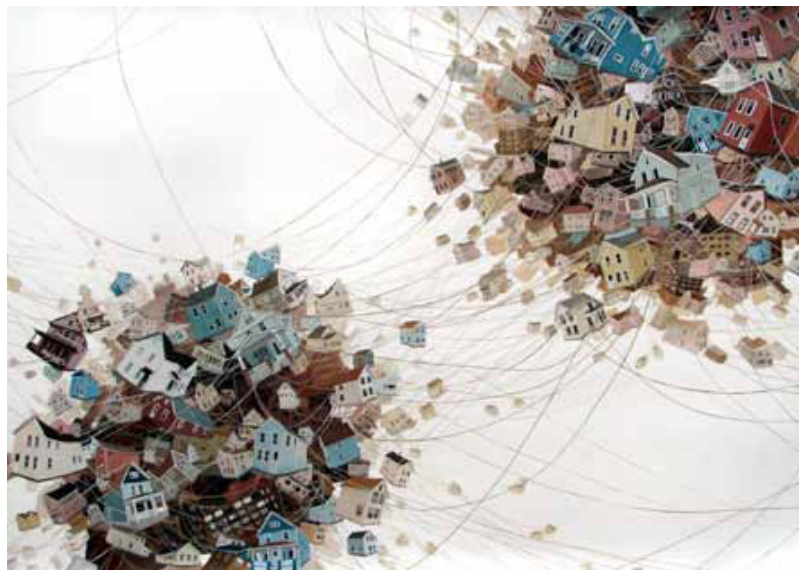
Denn gerade in den (über-)administrierten Städten Europas schlummert noch unerkanntes Potenzial in der Schaffung partizipativer Praktiken. Karin Lischke nimmt sich in ihrem Artikel dieser kreativen Brachen an und zeigt, dass sich in Österreich bereits erste gute Ansätze finden, allerdings noch viel Förderbedarf besteht.

Den historischen Wurzeln der europäischen Stadt geht Elisabeth Lichtenberger in der Chronik nach. Diese Historie urbaner Konzepte führt sie dabei von der griechischen Polis über Rom als erste wahre Metropole, die mittelalterliche Bürgerstadt und die Residenzstädte absolutistischer Herrscher zur Industriestadt des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in der die wohl prägendste Weichenstellung mit denkbar unterschiedlichen Konsequenzen für die moderne Stadt Europas und Nordamerikas geschah.

Georg Pendl's Standpunkt auf der folgenden Seite wird von nun an von je drei Statements aus den Kammern der Architekten und Ingenieurkonsulenten begleitet. Den Anfang machen Gerald Fuxjäger, Rudolf Kolbe und Walter Stelzhammer. In dieser neuen Rubrik des konstruktiv freuen wir uns auf möglichst anregende Diskussionsbeiträge.

Heide Linzer ■

Amy Casey, Satellites  
Acryl auf Papier, 2008  
Courtesy: Zg Gallery,  
Chicago/© Amy Casey



## Pendls Standpunkt



**Georg Pendl**  
Präsident der Bundeskammer  
der Architekten und Ingenieurkonsulenten

So wie unsere regierungen nicht mehr regieren, sondern zunehmend der finanzsektor, am sichtbarsten durch ratingagenturen, die mit unbill drohen, wenn staaten nicht deren vorstellungen folgen, so verliert das, was gemeinhin als städtebau bezeichnet wird, an bedeutung bei der tatsächlichen entwicklung der städte. Und das zu zeiten, in denen nunmehr die hälfte der menschen in städten lebt,

wir mehr als 90 prozent unserer lebenszeit in von uns selbst geschaffenen stadt- und innenräumen verbringen.

Ein widerspruch. Oft bleiben nur flächenwidmung, infrastrukturplanung, parzellenweise schritte, entwicklungen leiden oft an mangelnder durchmischung und durchaus auch an mangelnder belebbarkeit, die akzeptanz durch die menschen und damit das werden „städtischen lebens“ bleibt auf der strecke.

Der begriff städtebau selbst mag schon ein hinweis auf das scheitern sein, städte werden nicht (mehr?, wurden sie je?) gebaut wie häuser, sie entwickeln sich aufgrund verschiedenster bedingungen eines durchaus chaotischen systems. Eingriffe in rahmenbedingungen dieser entwicklungen sind das mittel der gemeinschaften, sie tun dies oft im widerstreit mit den interessen der weiteren teilnehmer des geschehens.

Proteste und andere interventionen derzeit oder künftig betroffener gibt es wenige, die wutbürger wüten gegen einzelne, meistens

große investitionen, und dann meistens zu spät, zu schwach, oder aber aus bewahrenden motiven, welche die notwendige entwicklung städtischer strukturen als feindbild begreifen.

Wenige lassen sich ein auf demokratie – vonseiten der politik, der verwaltung und auch der planer. Demokratie und stadtentwicklung, demokratie und baukultur stehen jedoch nicht in widerspruch zueinander, sondern haben das potenzial zu wesentlich nachhaltigeren, zukunftsfähigeren ergebnissen.

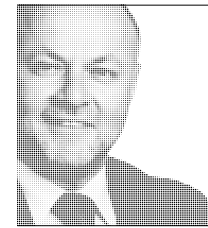
Der ruf an uns als beruf: lassen wir das zu, provozieren wir es, verstecken wir uns nicht hinter unseren bildschirmen! So wie der finanzsektor nur durch ein pochen auf demokratie und das entwickeln deren rolle im zaum zu halten sein wird, so braucht es auch bei der entwicklung der städte eine neue ausrichtung.

Offenheit der planung, transparenz und kommunikation sind die stützen, welche dann durchaus auch tragende eckpfeiler der stadtentwicklung wie auch einzelner projekte werden. •

## Dusls Schwerpunkt



## Transparenz



**Rudolf Kolbe**  
Vizepräsident der Bundeskammer  
der Architekten und Ingenieurkonsulenten

Haben Sie als Kind einmal mit der ganzen Klasse nachsitzen müssen, weil ein Schulkollege

## Ist Technik attraktiv?

Warum melden sich in Österreich 3800 junge Leute fürs Psychologiestudium an, 2100 immatrikulieren Pädagogik, 1300 Architektur, 1200 Informatik, 800 Kunstgeschichte? Die Unis bemühen sich, diese Studierendenzahlen wie auch immer zu reduzieren, und auf der anderen Seite müssen teilweise dieselben Unis für Maschinenbau, Elektrotechnik, Bauwesen usw. heftig um Studenten werben. Warum wirken sich Einstiegsgehälter für Techniker von bis 3.000 Euro brutto und bei Sozialologen im Glücksfall eines 40-Stunden-Jobs um 1.500 Euro nicht auf die Anfängerzahlen aus? Warum suchen große Firmen wie Magna,

zu raufen begonnen hat? Oder eine Ohrfeige für das Schwätzen eines Banknachbarn bekommen? Als erwachsener Kammerfunktionär fühlt man sich nun in diese Zeit zurückversetzt. Die Rauber und Schwätzer sind nun die diversen Lobbyisten und Agenturen ehemaliger Politiker, die den Zeitungen in den letzten Monaten eine Schlagzeile um die andere lieferten und noch immer liefern. Und die Ohrfeige bekommt nun die ganze Klasse. Ein erster Entwurf eines Lobbyinggesetzes stellte auch die Kammern in die Reihe mit Vertretern von Rüstungsfirmen und Beratern mit Erinnerungslücken und dekretierte damit den gläsernen Lobbyisten.

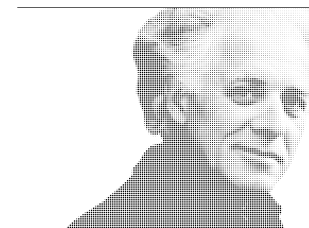
Dies scheint nun etwas relativiert zu sein, aber wer weiß, ob's dabei bleibt. Vor-sichtshalber oute ich mich daher schon hier und jetzt.

Infineon, Strabag und Zivilingenieure sowie viele kleinere Hightech-Firmen händelnd nach TechnikerInnen aller Kategorien, je weiter am Land desto verzweifelter?

Wenn man Maturanten dazu fragt, ist die Antwort immer: „Ich will studieren, was mich interessiert!“, also warum ist Technik so uninteressant, so uncool?

Weil das österreichische Schulsystem ab dem Kindergarten bekanntlich hintert, und – ich behaupte – wegen dem medial vermittelten Bild des Technikers. Ein durchschnittliches österreichisches Kind bekommt einen Techniker medienmäßig als langweiligen Technokraten, verschrobenen Spinner oder verrückten Wissenschaftler vorgesetzt. •

## „Zurück in die Stadt, vorwärts zur Sonne“



**Walter Stelzhammer**  
Präsident der Kammer für Architekten und  
Ingenieurkonsulenten für Wien/NO/Bgl.

Das weltweit rasante Bevölkerungswachstum ist mittlerweile nicht nur in Fachkreisen bekannt. Jeder Beitrag zum Thema Stadtentwicklung wird unter Hinweis auf dieses Phänomen eingeleitet.

Mehr als 90 Prozent der gebauten Stadtmass dient weltweit – und dies über alle so-

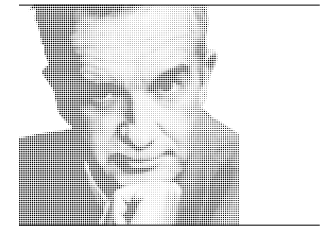
zialen Bewohnerschichten hinweg – zur Abdeckung unserer Behausung als existenzielle Grundausstattung zivilisierten Daseins.

Wieso interessiert uns dieses Phänomen immer noch so wenig? Ist es die anerzogene Angst vor der Überschreitung einer kritischen Masse unseres Systems, die natürlich hohe kreative Anforderungen an Politik, Verwaltung und Planung stellt? Am Ende des 19. Jahrhunderts war Dichte das Synonym für das Elend der finsternen Mietskasernen, am Beginn des 21. Jahrhunderts ist sie ein Hoffnungsträger für die klimabewusste, nutzungsgemischte und kurzwegige Stadt der Zukunft.

Das Wiener Stadtwachstum wirft heute ständig die Frage nach der angemessenen Nachverdichtung des Blocks auf. Die vorherrschende Blockrandbebauung wird allzu oft stereotyp erneuert, ohne aus einem alternativen Verständnis des Blockganzen unentdeckte Freiheitsgrade der Planung anzustreben. Daher und eingedenk der tragenden Rolle

Selbstverständlich setze ich mich als Repräsentant der vom Gesetz eingerichteten Interessenvertretung für die Belange meiner Kollegen ein, vollkommen transparent und für jeden Politiker, Beamten oder Meinungsbildner sofort erkennbar. Für die Hunderten Stunden Funktionärstätigkeit bekomme ich genau 0€ – in Worten: Null Euro – Kostenersatz. Mittel für die Beeinflussung der Mächtigen, wer immer sie auch sein mögen, gibt's in unseren Budgets keine. Budgets, die ohnehin der direkten Kontrolle der Aufsichtsbehörde unterliegen.

Ich gebe aber zu, dass ich schon einmal einen Journalisten auf einen Kaffee eingeladen habe. So – jetzt können Sie mich nachsitzen lassen. •



**Gerald Fuxjäger**  
Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Steiermark und Kärnten

Roland Rainers im Dichtediskurs haben die Stadt Wien und die Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten das nach ihm benannte Forschungsstipendium 2010 zum Thema „Zurück in die Stadt, vorwärts zur Sonne! Zukunftsfähiger Wohnungsbau in der Wiener Block-Typologie“ ausgelobt.

Für die BewerberInnen des Stipendiums stellte sich die Aufgabe, für einen typischen Block neuartige Bebauungsstrukturen und -strategien zu entwickeln, die das Prinzip der Blockrandbebauung überwinden könnten und auf vergleichbare Standorte übertragbar wären. Optionen maximaler baulicher Dichte, der Nutzungsmischung, der etappenweisen Realisierung und die kompensatorischen Wirkungen transformierter Blocks auf die Quartiere sollten untersucht werden. Der von der Jury gewählte Stipendiat DI Daniel Glaser liefert mit seiner Forschungsarbeit in diesem Sinne einen essentiellen Beitrag zur Wiener Dichtediskussion. •

## Dachausbauten – Edelsteine oder Parasiten?

### Privater Städtebau über unseren Köpfen.

Die Flut an Dachausbauten der letzten Jahre hat nicht zuletzt in Wien zu einer Kontroverse geführt. Hinter der Diskussion, in der oft ästhetische Fragestellungen im Vordergrund stehen, werden aber auch grundlegendere Fragen sichtbar. Wem gehört die Stadt? Wer soll sich wie repräsentieren dürfen? Was erzählen uns die schillernden Objekte über unseren Köpfen über den allgemeinen Zustand der Stadt?

Dachbodenausbauten generieren im Glücksfall Architekturobjekte außerhalb der Norm.

Diese Architekturexperimente unter freiem Himmel werden dann zu Blickfängen, zu baulichen Visitenkarten; in manchen Fällen zu Fotomotiven von Touristen, Architekturliebhabern und Experten und in seltenen Fällen gar zu Filmkulissen. Die reizvollen Collagen zwischen Alt und Neu, oben und unten bevölkern die Hochglanzmagazine. Die spektakulären Objekte über unseren Köpfen erlauben es der Stadt, ein modernes Image zu pflegen und doch das Alte zu bewahren. Ein Gleichgewicht zwischen Wandel und Tradition drückt sich in der vertikalen Struktur der Stadt aus. Die sich von der Baumasse freigespielten Erd- und Dachgeschoße behaupten ihre Autonomie und erhöhen den Freiheitsgrad in der Nutzungsstruktur. Der Mittelteil des Gebäudes wird im dialektischen System aus Differenz und Wiederholung zum konstanten Faktor. Die Altsubstanz der meist gründerzeitlichen Baumasse dient der Befriedigung der Stadtbewohner nach leistbarem Wohn- und Büroraum. Die darüber schwebenden Neubauten erlauben es, aus der Masse hervorzutreten, behaupten ihre Individualität innerhalb der Familie. Die neuen Dachlandschaften lassen aber nicht zuletzt eine ästhetische Vielfalt entstehen. Neue Signaturen und Landmarken schreiben sich in die mentalen Stadtkarten der Stadtbewohner ein, erzeugen die Koordinaten eines neuen Orientierungssystems. Die Schaffung von neuem Wohn- und Büroraum in der obersten Etage – oft im Hochpreissegment – führt zu einer sozialen Durchmischung innerhalb ein und desselben Gebäudes. Unter einem Dach versammeln sich vertikal gestaffelt unterschiedliche soziale Milieus und Funktionen. Das heterogene Einzelgebäude, das von unterschiedlichen sozialen Milieus mit variierender ökonomischer Potenz bewohnt wird, trägt dazu bei, dass es zu keiner Ghettoisierung in der Fläche der Stadt kommt.

Dachausbauten sind zudem immer auch als Dachsanierungen wirksam. Ein gedämmtes und beheiztes Dachgeschoß begünstigt die Energiebilanz des gesamten Gebäudes. Dachausbauten sind oft mit dem Einbau eines Liftes verbunden, der der Allgemeinheit dient. Der Dachausbau ist eine Möglichkeit der innerstädtischen Nachverdichtung und wirkt dem „urban sprawl“, dem Wuchern der Stadt ins Umland, entgegen.

Mit dem Dachbodenausbau entsteht eine „abgehobene“ Stadtebene. Oft dienen die architektonischen Fremdkörper, die den Häusern aufgesetzt werden, nur dem Wunsch nach Repräsentation und Selbstdarstellung von Privatpersonen und als architektonische Werbebanner von Firmen und Körperschaften. Nicht selten sind es Protzarchitekturen, die wie eine Heerschar von Parasiten auf der Stadt thronen. Eine Luxusebene wurde in die Stadt eingezogen, die jede Erdung verloren hat und Ausdruck eines undemokratischen und antiegalitären Lebensgefühls ist. Trachtete der soziale Wohnbau des Roten Wien in der Zwischenkriegszeit danach, proletarische Schneisen in den bürgerlichen Stadtkörper zu schlagen, so sind die elitären Dachausbauten der Gegenwart die Revancheaktion der oberen Zehntausend, in der Quantität bescheiden, aber dafür mit ökonomischem und symbolischem Kapital ausgestattet. Das Fegefeuer urbaner Eitelkeiten hat seine Spielwiese gefunden. Die Dachausbauten sind das sichtbare Symptom eines Städtebaus der „privaten Hand“, der die kommunale, dem Gemeinwohl verpflichtete Stadtplanung immer mehr abzulösen droht.

In der Bausubstanz hat eine Umkehrung stattgefunden. In unserer Gründerzeit, wie auch im benachbarten viktorianischen Zeitalter, hatten Hausangestellte, Arme und Bohemiens die kalten, engen und lichtlosen Dachgeschoße und Souterrains behaust. Das Großbürgertum hatte bevorzugt die Beletagen und Hochparterre bewohnt, die sich zwar von der Stadtebene abhoben, aber auch die Nähe zum Stadtraum suchten. Salon und „Parlor“ waren als Schnittstellen zwischen einem öffentlichen und privaten Raum konzipiert. Mit der Erfindung des Personenaufzugs Mitte des 19. Jahrhunderts und der sich im 20. Jahrhundert formierenden autogerechten Stadt entstand eine parallele Entwicklung, die heute einen ersten Höhepunkt gefunden hat. Die schwerelose Entfernung vom mit Lärm und Abgasen assoziierten Stadtraum wurde zur Sehnsucht der Stadtbewohner.

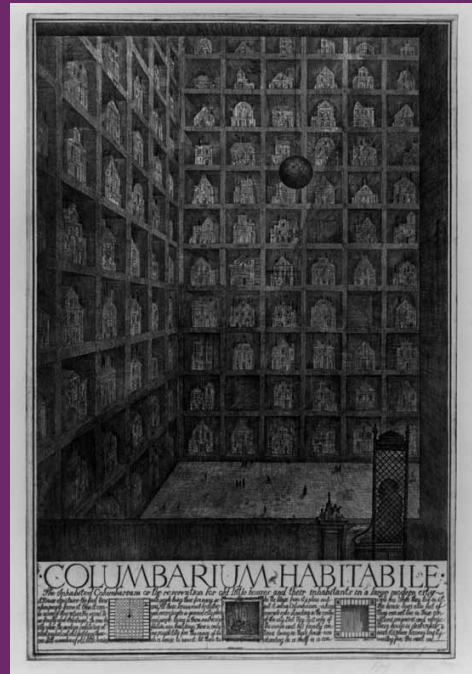
Die Dachausbauten der Gegenwart sind nicht allein als objektbezogene ästhetische Fallbeispiele zu lesen, sondern verweisen auf eine Krise des öffentlichen Raums. Nicht nur ein erhofftes Mehr an Licht und Himmel veranlasst viele, den Straßenraum unter sich zu lassen, sondern auch dessen primäre Funktion als Transit- und Parkraum für den Individualverkehr.

André Krammer •

„Es zerbricht das bislang einheitliche Muster der Stadtentwicklung in ein Nebeneinander von Schrumpfen, Stagnation und Prosperität. Innerhalb der großen Städte zeichnet sich ein Nebeneinander von aufgewerteten Gebieten für hoch qualifizierte und einkommensstarke Stadtbewohner und Gebieten einer von Ausgrenzung bedrohten Bevölkerung ab, das die Integration der Stadtgesellschaft bedroht. Die Handlungsspielräume der kommunalen Selbstverwaltung sind zudem in einer Weise eingeengt worden, dass von der Stadt als handlungsfähigem Akteur kaum noch die Rede sein kann. Ob die Tradition der europäischen Stadt als einer sozialstaatlich regulierten Institution gesellschaftlicher Integration sich dagegen behaupten wird, ist eine offene politische Frage. Ihre Beantwortung wird entscheidend davon abhängen, ob es gelingen wird, die Städte auch unter den Bedingungen von Schrumpfen, Alterung und immer enger werdenden weltweiten Konkurrenzen als handlungsfähige Subjekte zu stärken.“

Walter Siebel •

Brodsky & Utkin  
Columbarium Habitabile,  
1989–90 from „Projects“  
portfolio, 1981–90  
35 etchings, ed. of 30  
43" x 31 3/4"; Courtesy  
Ronald Feldman Fine  
Arts, New York



# Die Zukunft der Städte |

Über die Chancen und Herausforderungen europäischer Städte

Walter Siebel ist Universitätsprofessor für Soziologie mit Schwerpunkt Stadt- und Regionalforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Von Stadt allgemein lässt sich nicht vernünftig sprechen. Zu verschieden sind die Wirklichkeiten, die sich hinter dem kurzen Wort Stadt verbergen. Was hat eine Stadt wie Bombay mit seinen fast 14 Millionen Einwohnern und seinen Slums gemeinsam mit einer wohlgeordneten europäischen Stadt, und was verbindet heutige urbane Räume mit jenen vorindustriellen Kleinstädten, die ihnen vorangingen? Deshalb ist, wenn im Folgenden von der Zukunft der Stadt die Rede ist, allein von der europäischen Stadt und am Beispiel der deutschen (Groß-)Städte die Rede. Selbst bei solchermaßen eingegrenzter Betrachtung zeigen sich vielfältige Unterschiede, die sich in Zukunft wahrscheinlich noch vertiefen werden.<sup>1</sup>

## Die europäische Stadt

Europäische Stadtgeschichte ist Emanzipationsgeschichte. Darin besteht das Einmalige der europäischen Stadt. Der griechischen Polis „lag etwas zugrunde (...), wofür wir in der Weltgeschichte zuvor kein zweites Beispiel finden: Freiheit. (...) Einmal (...) lief es ganz anders. Da war es keine Monarchie und kein herrschaftsgewöhnter Adel, sondern eine relativ breite, über Hunderte von selbstständigen Gemeinden sich verteilende Schicht von Freien, von „Bürgern“, die sich ihre Welt formte.“<sup>2</sup> Und Verwandtes wiederholt sich im Mittelalter. Max Weber hat das historisch Einmalige der europäischen Städte, die sich seit dem 11. Jahrhundert auf dem Kontinent bilden, mit Marktwirtschaft und politischer Selbstverwaltung definiert.<sup>3</sup> Die Städter lösen sich aus den Verbänden von Sippe und feudaler Herrschaft und verschwören sich zur Bürgerschaft einer Stadt. Gleichzeitig treten sie aus den geschlossenen Kreisläufen der Hauswirtschaft heraus, um ihren täglichen Bedarf auf dem städtischen Markt zu decken.

Die europäische Stadt des Mittelalters ist ein revolutionärer Ort, Ort der ökonomischen Emanzipation des Bourgeois zu freiem Tausch auf dem Markt, und Ort der politischen Emanzipation des Citoyens zu demokratischer Selbstverwaltung.

Das für die bürgerliche Gesellschaft typische Gegenüber von Markt als öffentlichem und Betrieb/Wohnung

als privatem Raum hat Hans Paul Bahrdrdt zur Grundlage seiner Definition von Stadt gemacht.<sup>4</sup> Die europäische Stadt – so Bahrdrdt – ist charakterisiert durch die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit. Diese Polarität und die Unübersichtlichkeit und Anonymität der großen Stadt, die sich im Zuge der industriellen Urbanisierung des 19. Jahrhunderts entwickelt, sind Voraussetzungen der sozialen Emanzipation des Individuums aus den unentrinnbaren Kontrollen dörflicher Nachbarschaft. Die moderne Großstadt wird zum Ort von Individualisierung.

Daraus lassen sich drei Charakteristika der europäischen Stadt gewinnen, die heute zwar nicht mehr auf die europäischen Städte beschränkt sind, aber die hier zum ersten Mal auftraten:

1. Mit der Stadt verbindet sich von ihren Anfängen an die Hoffnung, als Städter ein besseres Leben führen zu können. Ohne diese Hoffnung gäbe es keine Städte, denn Städte entstehen und erhalten sich durch Zuwanderung. Insbesondere die europäische Stadt steht für das Versprechen, sich als ihr Bürger aus ökonomischen, politischen und sozialen Beengungen befreien zu können. Stadtluft macht frei.

2. Die Stadt als demokratisch legitimates, handlungsfähiges Subjekt ihrer eigenen Entwicklung. Die Stadt Athen war eine Weltmacht.<sup>5</sup> Die freien Reichsstädte des Mittelalters waren souveräne, staatsähnliche Gebilde.

3. Seit dem 19. Jahrhundert ist noch ein drittes Merkmal für die Entwicklung der europäischen Städte von entscheidender Bedeutung gewesen: Stadtentwicklung als Wachstumsprozess. In den 150 Jahren industrieller Urbanisierung war die Entwicklung der europäischen Stadt von Wachstum geprägt: der Zahl der Einwohner, der Arbeitsplätze, des Steueraufkommens, der Gebäude und bebauten Flächen.

Alle drei Charakteristika der europäischen Stadt sind heute gefährdet. Seit der Krise der altindustriellen Regionen ist das einheitliche Muster der Stadtentwicklung als Wachstumsprozess zerbrochen: Neben wenigen Städten und Regionen, die dem gewohnten Wachstumspfad weiterhin folgen können, gibt es solche, deren Entwicklung von Schrumpfen oder Stagnation geprägt ist.

Es vertiefen sich soziale Spaltungen, die den Zusammenhalt der Stadtgesellschaft infrage stellen. Städte drohen von Orten der Integration zu Orten der Ausgrenzung zu werden. Angesichts der Aufgaben, vor die die Städte damit gestellt sind, müsste ihr Handlungsspielraum erweitert werden. Jedoch ist das Gegenteil der Fall, sodass von der europäischen Stadt als Subjekt ihrer eigenen Entwicklung kaum noch die Rede sein kann.

## Innere Spaltung der Städte

Innerhalb der Städte zeichnet sich eine Spaltung ab. Sie verläuft entlang ökonomischer und kultureller Grenzlinien und sie wird durch die Stadtpolitik eher befördert als bekämpft. Die Gründe liegen zum einen in der wachsenden sozialen Ungleichheit. Zwischen 1975 und 1995 hat parallel zum Anstieg des Reichtums die Armut zugenommen. Gleichzeitig polarisieren sich die Qualifikations- und Einkommensstrukturen. Zum anderen wird die Stadtbevölkerung in Zukunft sehr viel stärker multiethnisch und multikulturell sein. In vielen europäi-



Blick vom Bahnorama, dem höchsten begehbaren Holzturm Europas, auf die Baustelle des zukünftigen Hauptbahnhofs in Wien.

schen Städten stellen Migranten und deren direkte Nachkommen bereits heute einen großen Anteil der Bevölkerung und ihr Anteil wird weiter zunehmen.

Aber kulturelle Differenz wird nicht nur durch Migration in eine ansonsten homogene Gesellschaft importiert.

Moderne Gesellschaften produzieren aus sich heraus Heterogenität.

In den großen Städten bilden sich unterschiedliche Milieus, deren Angehörige sich durchaus mit ähnlicher Distanz begegnen können wie ein deutscher Industriearbeiter seinem türkischen Kollegen. Man denke nur an Angehörige bestimmter jugendlicher Subkulturen und solche der bürgerlichen Oberschicht. Die Stadtpolitik verschärft teilweise diese Entwicklungen. In einer global erweiterten Konkurrenz konzentrieren die Kommunen ihre Anstrengungen auf ihre national und international konkurrenzfähigen Strukturen, was zulasten anderer, insbesondere sozialer Bereiche der Stadtpolitik geht. Hinzu kommt ein teils durch die Haushaltslage erzwingener, teils durch eine neoliberale Ideologie populär gemachter, teils durch die Entspannung auf einzelnen Wohnungsmärkten scheinbar gerechtfertigter Rückzug aus dem sozialen Wohnungsbau.

Ausgrenzung, wachsende materielle Ungleichheit, zunehmende kulturelle Heterogenität, eine auf Wachstumsförderung orientierte Stadtpolitik und die Deregulierung der Wohnungsversorgung – diese Tendenzen zusammen formen ein Szenario, in dem scharfe sozialräumliche Polarisierungen in den Städten (wieder) wahrscheinlich sind.<sup>6</sup> Und auch hier drohen selbstverstärkende Effekte. Wer kann, zieht aus schlechten Vierteln fort. Dadurch sinkt die Kaufkraft im Gebiet. Die Anbieter von Gütern und Dienstleistungen dünnen daraufhin ihr Angebot aus oder schließen ganz, das Image des Gebiets wird schlechter, die Banken werden zurückhaltend bei der Vergabe von Krediten, Hauseigentümer unterlassen Instandhaltungs- und Modernisierungsinvestitionen, das Gebiet verkommt auch äußerlich. Wenn dann noch der Anteil der Kinder aus „bildungsfernen Schichten“ in den Schulen steigt, so sehen sich weitere Haushalte veranlasst, fortzuziehen. Schließlich wohnen nur noch jene, die keine Alternative auf dem Wohnungsmarkt haben, in einem stigmatisierten Gebiet. Ein sozialer Brennpunkt ist entstanden. Solche Teufelskreise drehen sich unter Bedingungen entspannter Wohnungsmärkte außerordentlich schnell, da der Markt den zahlungskräftigen Umzugswilligen die gewünschte Wohnung auch in der gewünschten Nachbarschaft bietet, und

<sup>6</sup>Vgl. Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung/Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.), Trends und Ausmaß der Polarisierung in deutschen Städten, Forschung, Heft 137, Bonn 2009.

<sup>7</sup> Vgl. Albrecht Göschel, Schrumpfung, demografischer Wandel und Kulturpolitik, in: Kulturpolitische Mitteilungen, Nr. 117, II/2007, S. 35.

Die Stadt als Ort der Ausgrenzung aber wäre die härteste Verneinung der europäischen Stadt als Ort der Hoffnung auf ein besseres Leben.

#### Sinkende Handlungsspielräume

Diese Entwicklungen treffen auf eine Stadtpolitik, deren finanzielle und politische Handlungsmöglichkeiten schwinden. Verantwortlich dafür ist einmal die Globalisierung: Sie hat einen Finanzmarkt etabliert, in dessen unkalkulierbare Krisen die Kommunen mehr und mehr eingebunden sind, auch durch eigene Schuld: Viele Kommunen haben Teile ihrer Infrastruktur an US-amerikanische Investoren verkauft (sogenannte cross-border-leasing-Geschäfte), wodurch sie in die Finanzmarktkrise hineingerissen wurden. Ähnliches gilt für die Folgen der Globalisierung auf den Immobilienmärkten. Die Finanzierungsstrategien mancher internationaler Investoren, die in den vergangenen Jahren mit Vorliebe ehemals gemeinnützige Wohnungen aufgekauft haben, lassen wenig Gutes für diese Bestände erwarten. Nicht nur schrumpft dadurch das Segment einer marktfähigen Wohnungsvergorgung weiter, es wird auch der politische Spielraum der Kommunen eingeschränkt, denn sie verlieren mit den ehemals kommunalpolitisch beeinflussbaren Wohnungsbauträgern die wichtigsten Partner einer sozial verantwortlichen Stadtpolitik.

Auch Wanderungsbewegungen können den Handlungsspielraum der Städte sowohl finanziell wie politisch einengen. Wenn Wanderungen kommunale Grenzen überschreitet, verliert die Abwanderungskommune Zuweisungen und Steuern. Für normale Städte werden die Verluste auf jährlich 1500 Euro pro Abwanderungsfall geschätzt.<sup>7</sup> Da die Abwanderer weiterhin die Einrichtungen der Kernstadt nutzen, sinken die Ausgaben der Kommunen nicht entsprechend. Ins Umland wandern in erster Linie die Jüngeren und Einkommensstärkeren. Die Risikogruppen bleiben zurück, eine der Ursachen für eine aus der Sicht der Kernstadt negative soziale Arbeitsteilung zwischen Suburbia

und Kernstadt: die Stadt als Armenhaus, das Umland als Speckgürtel. Zur strukturellen Finanzschwäche der Kommunen tritt die Aushöhlung der politischen Basis kommunaler Politik. Der Idealtypus des Stadtbürgers, der sein Schicksal über Eigentum und Geschäft mit dem Geschick der Stadt verbunden sieht, ist heute keine relevante Figur mehr. Es dominieren abwesende Investoren mit überlokalen Orientierungen. Auch die alltagspraktische Bindung der Bürger an ihre Stadt schwindet. Solange die Stadt die Einheit des Alltags ihrer Bürger darstellte, d.h. solange der Bürger in der Stadt, in der er wohnte, auch zur Arbeit ging, sich versorgte und die Verkehrsmittel nutzte, solange existierte eine Stadtbürgerschaft, die in sich selber die Konflikte zwischen Arbeit, Erholung, Wohnen und Verkehr austragen musste. Heute ist der Alltag vieler Bürger regional organisiert, arbeitsteilig über verschiedene Gemeinden hinweg: Man wohnt in A, arbeitet in B, kauft ein in C und fährt mit dem Auto durch D hindurch. Die Kommunen sehen sich nicht mehr Stadtbürgern, sondern Kundengruppen gegenüber, die spezialisierte Erwartungen kompromisslos erfüllt haben wollen: von A ein durch nichts gestörtes Wohnen, von B einen expandierenden Arbeitsmarkt, von C ein Einkaufszentrum mit vielen Parkplätzen und von D eine kreuzungsfreie Schnellstraße. Damit verlieren die Kommunen die politische Basis für die Kernaufgabe kommunaler Politik, nämlich einen Ausgleich zu finden zwischen den häufig widerstreitenden Anforderungen von Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr.

Angesichts dieser Aushöhlung der finanziellen wie der politischen Basis kommunaler Politik droht die kommunale Selbstverwaltung zur leeren Hülle zu werden. Solange sie innerhalb der überkommenen administrativen Grenzen organisiert bleibt, wird dieser Prozess andauern. Wenn die Stadt auch in Zukunft noch als ein demokratisch legitimes Subjekt ihrer eigenen Entwicklung agieren soll, wird die kommunale Selbstverwaltung auch auf regionaler Ebene politisch und finanziell handlungsfähig organisiert sein müssen.

Das bislang einheitliche Modell städtischer Entwicklung spaltet sich in zwei konträre Typen: Stadtentwicklung als Wachstum und Stadtentwicklung als Schrumpfen. Die Gefährdung des Verfassungsziels der Sicherung gleichwertiger Lebensverhältnisse in allen Teilen der Bundesrepublik, die innere Spaltung der Städte in Inseln der Wohlhabenden und Enklaven der Ausgrenzung und schließlich der Verlust der Steuerungsfähigkeit – angesichts dieser Tendenzen ist es berechtigt, von einer Krise der Städte zu sprechen.

#### Gegentendenzen

Das Lied von der Krise der Stadt ist ein altes Lied. Es wird gesungen, seit über die Stadt diskutiert wird. Hörte man nur auf dieses Lied, müssten die Städte längst im Chaos versunken sein. Also ist nach Gegenteilstendenzen zu fragen. Dazu gehört die Abschwächung des Trends, der die Stadtentwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts



Leake Street, London

dominiert hat: die Suburbanisierung. Der Auszug der Wohnbevölkerung nach Suburbia war vom Wunsch nach dem Eigenheim im Grünen getragen. Die sozialen und ökonomischen Voraussetzungen hierfür aber werden schwächer, nämlich die familiäre Lebensweise als die soziale Basis für den Wunsch nach dem „Einfamilienhaus“, und die langfristige Kalkulierbarkeit des Einkommens als Bedingung der Kreditfähigkeit eines Haushalts. Auch ändern sich die Zeitstrukturen. Für Haushalte mit zwei Berufstätigen, die an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten berufstätig sind, kann es in jeder Hinsicht zu teuer sein, im Umland und damit entfernt vom städtischen Arbeitsmarkt zu wohnen. Das bedeutet nicht das Ende der Suburbanisierung. Auch weiterhin werden vor allem junge Familien mit kleinen Kindern ins Umland ziehen – aus freien Stücken und getrieben von den Grundstückspreisen. Aber der Trend wird schwächer. Die Kernstadt gewinnt als Wohnort wieder zumindest relativ an Gewicht gegenüber dem Umland.

Dafür sprechen auch ökonomische Gründe: Die moderne Wissensökonomie hat anscheinend eine hohe Affinität zu urbanen Standorten. Und schließlich gibt es soziale Gründe für eine neue Attraktivität der Stadt. Sie hängen zusammen mit dem Wandel der Rolle der Frau. Früher konnte man, und es war in der Regel der Mann, ein berufsorientiertes

Leben unter der Voraussetzung führen, dass man über einen traditionellen Haushalt verfügte, geführt von einer Hausfrau, wodurch einem der „Rücken freigehalten“ war von allen außerberuflichen Verpflichtungen. Heute aber gibt es immer mehr qualifizierte Frauen, die selbst berufsorientiert leben und nun ihrerseits Entlastung verlangen.

Wenn immer mehr Menschen den Beruf in den Mittelpunkt ihres Lebens stellen, zugleich aber die sozialen Voraussetzungen dafür, nämlich die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau schwindet, dann ergibt sich ein Dilemma, aus dem nur zwei Wege führen. Erstens, man reduziert radikal alle außerberuflichen Verpflichtungen, indem man seinen Haushalt mit arbeitssparenden Gerätschaften aufrüstet, Haushaltshilfen beschäftigt und auf Kinder verzichtet. Der zweite Weg ist das Leben in der Stadt.

Moderne Dienstleistungsstädte sind Maschinen, die jeden, der genügend Geld hat, mit allem versorgen, wofür man früher einen privaten Haushalt benötigte.

Die moderne Stadt bietet Kinderbetreuung, Pflege der Alten und Kranken, Essen jeder Qualität, Wohnungspflege, Wäschereien, Unterhaltung und psychologischen Zuspruch, kurz alles, was man zu seiner Reproduktion braucht. Die moderne Dienstleistungsstadt ist eine Form der Vergesellschaftung der Leistungen des privaten Haushalts und damit die Voraussetzung für das berufsorientierte Leben hoch qualifizierter Arbeitskräfte. Ohne die Stadtmachine wäre die Existenz des modernen Singles gar nicht möglich. Deshalb suchen sie Wohnungen in den Innenstädten.

Diese neue Nachfrage nach Stadt ist so neu nicht. Die Stadt war immer aus eben den genannten Gründen der bevorzugte Lebensort der Singles und Kinderlosen. Neu ist, dass es immer mehr sind, insbesondere auch Frauen, die so leben wollen. Diese Nachfrage nach Stadt muss auch nicht notwendig mit steigenden Einwohnerzahlen einhergehen, eher im Gegenteil. Weil es sich um gut verdienende, kleine Haushalte handelt, steigt die Wohnfläche pro Kopf. In derselben Bausubstanz wohnen möglicherweise weniger Menschen als vorher, ein typisches Merkmal von „Gentrifizierungsprozessen“, wie solche Aufwertungen innerstädtischer Wohngebiete durch die Nachfrage einkommensstarker Haushalte bezeichnet werden. Deshalb ist es kein Beweis gegen die These von einer Renaissance der Stadt, wenn die Zahl der Stadtbewohner gleich bleibt oder gar weiter zurückgeht. Die neue Attraktivität der Stadt zeigt sich weniger in der Verschiebung der Bevölkerungsgewichte zugunsten der Stadt, denn als Angleichung der Sozialstrukturen zwischen Kernstadt und Umland: Armenhaus nicht nur in der Stadt und Speck nicht nur im Gürtel der Umlandgemeinden – mit entsprechend positiven Auswirkungen auf die Finanzsituation der Kernstadt.

Problematisch sind eher die möglichen politischen Folgen. Die neue Nachfrage nach Stadt betrifft

nur wenige Standorte mit hohen sozialen und physischen Umweltqualitäten. Daneben entstehen abgewertete Quartiere der Armen, Arbeitslosen und Migranten. Es ergibt sich ein Nebeneinander von armen und reichen Quartieren. Und diese Verinselung der Stadtstruktur kann doppelt gefährlich werden für die Integration der Stadtgesellschaft: Einmal weil so in den Städten die zunehmend ungerechte Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums auf provozierende Weise sichtbar wird, zum anderen weil in den Gebieten der Ausgrenzung die deutschen „Verlierer“ des Strukturwandels und sozial marginalisierte Zuwanderer in eine hoch konfliktträchtige Nachbarschaft gezwungen werden.

#### Hat die europäische Stadt eine Zukunft?

Es zerbricht das bislang einheitliche Muster der Stadtentwicklung in ein Nebeneinander von Schrumpfen, Stagnation und Prosperität. Innerhalb der großen Städte zeichnet sich ein Nebeneinander von aufgewerteten Gebieten für hoch qualifizierte und einkommensstarke Stadtbewohner und Gebieten einer von Ausgrenzung bedrohten Bevölkerung ab, das die Integration der Stadtgesellschaft bedroht. Die Handlungsspielräume der kommunalen Selbstverwaltung sind zudem in einer Weise eingeengt worden, dass von der Stadt als handlungsfähigem Akteur kaum noch die Rede sein kann. Ob die Tradition der europäischen Stadt als einer sozialstaatlich regulierten Institution gesellschaftlicher Integration sich dagegen behaupten wird, ist eine offene politische Frage. Ihre Beantwortung wird entscheidend davon abhängen, ob es gelingen wird, die Städte auch unter den Bedingungen von Schrumpfen, Alterung und immer enger werdenden weltweiten Konkurrenzen als handlungsfähige Subjekte zu stärken. Notwendig ist zum einen eine Gemeindefinanzreform, welche die Städte auch unter Bedingungen des Schrumpfens handlungsfähig hält. Ferner muss die Region als Handlungsebene gestärkt werden, denn viele Probleme sind innerhalb der Zufälligkeiten kommunaler Grenzen nicht angemessen zu bearbeiten. Schließlich verliert angesichts der neuen Aufgaben, die auf die Städte zukommen, das klassische Instrumentarium der räumlichen Planung an Bedeutung. Sozial-, Wirtschafts- und Kulturpolitik werden für die Entwicklung der Städte wichtiger.

Dies vorausgesetzt, lassen sich Argumente nennen, weshalb der historisch betrachtete einmalige Typus der europäischen Stadt nicht ohne Weiteres von der Bildfläche verschwinden wird. Dagegen spricht auf den ersten Blick die erstaunliche Beharrungskraft einmal entstandener städtischer Strukturen. Sie ist weniger technisch bedingt als gesellschaftlich, unter anderem durch die im wahrsten Sinne des Wortes in die Struktur der Stadt investierten Interessen. Dass die im Zweiten Weltkrieg zerstörten Städte nach 1945 so eng entlang der alten Linien wieder aufgebaut wurden, lag zum einen an den in den technischen Infrastrukturen über

Jahrzehnte akkumulierten öffentlichen Investitionen und an den privaten Eigentumsverhältnissen:

#### Das Kanal- und Straßensystem sowie das Grundbuch, nicht die Häuser sind das stabilste Element einer Stadt.

Zum Zweiten ist jede europäische Stadt mit ihren Plätzen, Straßen und Gebäuden ein steingewordenes Buch der Erinnerungen. Und diese sind mit den Instrumenten des Denkmalschutzes bewehrt. Die Stabilität der Stadtstruktur ist nicht nur im Geldbeutel, sondern auch in den Köpfen der Menschen verankert.

Eigentumsverhältnisse und historisch verankerte Identitäten sind beides Argumente, die beharrliche Widerstände benennen. Sie können das Verschwinden der europäischen Stadt verlangsamen aber nicht aufhalten. Doch es lassen sich auch Argumente für eine künftige Notwendigkeit der europäischen Stadt anführen:

- ökonomische: die wachsende Bedeutung urbaner Milieus in wissensbasierten Ökonomien;
- soziale: die Attraktivität der Innenstädte als Wohn- und Lebensort für hoch qualifizierte Arbeitskräfte mit nicht-familialen Lebensweisen;
- ökologische: die kompakte europäische Stadt als nachhaltigere Siedlungsform im Vergleich zu flächenintensiveren Strukturen;
- politische: die Notwendigkeit lokal differenzierter Politiken angesichts neuer Steuerungstechniken eines aktivierenden Sozialstaats.

Und schließlich wird die demografische Entwicklung die Bedeutung der Städte für die Zukunft der Gesellschaft erhöhen: Wie immer richtet sich auch heute die Zuwanderung auf die großen Städte. Die großen Städte sind die Motoren der gesellschaftlichen Entwicklung. In naher Zukunft werden bis zur Hälfte der jüngeren Arbeitskräfte in den Großstädten einen Migrationshintergrund haben. Wenn die europäische Stadt ihr altes Versprechen auf ein besseres Leben gegenüber den heutigen Migranten nicht mehr erfüllen kann, wenn diese keinen Zugang zu höheren Schulen und zu qualifizierten Arbeitsplätzen finden, wenn also die Stadt von einem Ort der Integration zu einem Ort der Ausgrenzung wird, dann wird das die Zukunftsfähigkeit nicht nur der Städte, sondern der ganzen Gesellschaft infrage stellen. ■

Der Text „Die Zukunft der Städte“ erschien 2010 in „Das Parlament“. Bei dem hier zu lesenden Text handelt es sich um eine gekürzte und leicht adaptierte Version.

## Wien wächst |

In Zukunft immer smarter, wenn es nach Thomas Madreiter geht

Das Interview mit Thomas Madreiter für konstruktiv führte Sebastian Jobst.

#### Die Stadtplanung und -entwicklung sind weite Begriffe. Was sind die Kernkompetenzen der MA 18?

Vorneweg sollte man kurz darstellen, wie wir organisatorisch eingebettet sind. Die MA 18 ist innerhalb der Wiener Stadtplanung jene Abteilung, die für die strategischen Aspekte der gesamstädtischen Stadtentwicklung zuständig ist. Bei uns firmieren der Stadtentwicklungsplan, die strategische Verkehrs- und Mobilitätsplanung, die strategische Frei- und Grünraumplanung, die übergeordnete Stadtforschung, aber auch alle Formen und Fragen einer regionalen Kooperation. Das geht von den Stadtumlandbereichen über die Kooperationen mit den Bundesländern bis hin zu internationalen Kooperationsprojekten, wie zum Beispiel Centropole.

Nicht zuständig sind wir für die Stadtteilplanung, Flächenwidmungs- und Bebauungspläne und die gebaute Architektur im engeren Sinn.

#### Es geht also mehr um die Analyse beziehungsweise Vernetzung von verschiedenen Ressorts.

Was uns momentan am meisten prägt, ist die Analyse der Ursachen und des Umfangs des Stadtwachstums. Die Stadt Wien ist zurzeit in einer ganz dynamischen Wachstumsphase. Das gilt es zu erkennen, wahrzunehmen, analytisch zu erfassen und so aufzubereiten, dass auf Basis dessen strategische Weichenstellungen in die Wege geleitet werden können.

#### Im Step 05 sind 13 Zielgebiete für die Stadtentwicklung vorgesehen.

Medial wurden wir schon des Öfteren kritisiert, so viele Zielgebiete der Stadtentwicklung parallel zu bearbeiten. Dies machen wir jedoch nicht unbegründet. Unsere Kernaufgabe ist es, auf Basis empirischer Entwicklungskonzepte zu erarbeiten – und im Bereich Bevölkerungsentwicklung beobachten wir zurzeit einen enormen Wachstumsschub, dem mit entsprechenden Maßnahmen Rechnung getragen werden muss. Während die Statistik Austria uns aktuell ein Wachstum von 8.000 Einwohnern pro Jahr prognostiziert, ist Wien im Jahr 2010 tatsächlich um 16.000 Personen gewachsen. Das könnte sich 2011 bis auf 20.000 steigern. Wenn wir von 16.000 ausgehen, so ergibt eine stark vereinfachte Rechnung 8.000 zusätzlich benötigte Wohnungen jährlich. Rechnet man so weiter, stehen diesem Bedarf z.B. rund 8.500 neue Wohnungen in der Seestadt Aspern und rund 5.000 am Areal des Hauptbahnhofs gegenüber. Vor diesem Hintergrund kann wohl niemand davon sprechen, dass wir die Entwicklungen in den Zielgebieten nicht benötigen. Ergänzend muss dazu gesagt werden, dass es sich nicht bei allen Zielgebieten um Stadterweiterungsbereiche

handelt, wo zusätzlicher Wohnraum geschaffen werden kann, wie z.B. die City, der Gürtel und das Wiental. Dort geht es um ganz andere Zielsetzungen.

Einerseits gibt es die großen Stadtentwicklungsgebiete, wo sehr viel Wohnraum zur Verfügung gestellt wird. Andererseits ist Verdichtung natürlich auch ein wichtiges Thema. Wo tut sich in diesem Bereich am meisten in Wien und wo ist das in nächster Zukunft ange-dacht?

Dort, wo man es weiterhin gut merken wird, sind natürlich die großen Areale auch im Stadtinneren: Bahnhöfe, Kasernenareale. Das sind sicherlich in den nächsten zehn Jahren die Bereiche, in denen sich auch innerstädtisch viel tun wird. Aber wir stellen fest, dass es natürlich eine Diskrepanz zwischen dem gibt, was planungstechnisch sinnvoll ist, und dem, was für die Bevölkerung akzeptabel erscheint. Ich verweise aktuell nur auf das Beispiel Otto Wagner Spital. Unser Bild geht davon aus, dass die ökologische, nachhaltige Stadt eine kompakte, dichte Stadt ist. Insofern ist das räumliche Wachstum der Stadt immer die ultimo ratio, und das nicht nur aus den schon erwähnten ökologischen Gründen, sondern auch aus ganz trivialen ökonomischen Gründen. Es ist einfach sinnvoller, bestehende soziale und technische Infrastrukturen zu nutzen, als sie auf der grünen Wiese neu zu errichten.

#### Wie viel Dichte verträgt die Stadt da noch?

Das ist schwierig zu sagen. Weil die Dichte ein sehr zweischneidiger Begriff ist. Zum einen stellt sich die Frage, wie sie zu bemessen ist. Das klassische Verfahren einer Geschosflächenzahl ist oft von Zufälligkeiten abhängig. Dann ist natürlich die Dichte für sich ja kein Qualitätsmaßstab. Weder positiv noch negativ, sondern immer im Kontext mit urbanen Qualitäten zu sehen. Ich verweise da gerne auf mein eigenes Beispiel. Ich bin vor vielen Jahren in eine Roland-Rainer-Siedlung gezogen, weil sich die Chance ergeben hat und weil mich dieser Architekt immer fasziniert hat. Ich lebe auch heute noch dort und werde oft gefragt, warum ich in dieser nachverdichteten Siedlung wohne. Trotz Nachverdichtung weisen derartige Strukturen nur eine Dichte erheblicher unter 2 auf, während beispielsweise im 6., 7. oder 8. Bezirk eine Geschosflächen-dichte von 4 und darüber zu verzeichnen ist.

Genau dies ist der Kernpunkt. So lange die Bilder in den Köpfen existieren, dass es nur zulässig ist, Neubaugebiete mit Dichten von jedenfalls nicht über 2 zu errichten, weil das unverträglich sei, wird eine Realisierung stadtwirtschaftlich äußerst schwierig. Wir werden vor allem nicht das erzeugen, was wir



vermutlich unter Stadt verstehen, weil für das, was gemeinhin unter städtischen Gegebenheiten verstanden wird, die Dichte zwar kein hinreichendes, aber ein notwendiges Kriterium ist.

**Vor allem zu geringe Dichte führt bekanntermaßen zu urban sprawl in der Peripherie.**

Dann kann ich eben nur zwischen den üblichen Handelsfilialisten auswählen, aber mehr wird sich dort nicht abspielen, und deshalb ist es für uns die konkrete Herausforderung, einen strategischen Überbau zu erstellen. Wir brauchen einen zeitgemäßen Umgang mit städtischer Dichte.

**Ebendiese Siedlungen am Stadtrand verursachen ein Pendlerverhalten innerhalb der Stadt. Das Pendelverhalten über die Stadtgrenze beträgt laut Statistik täglich eine halbe Million Personen.**

Abhängig von der jeweiligen Zählung spricht man von etwa 200.000 Berufspendlern. Insgesamt überschreitet etwa eine halbe Million Menschen täglich die Stadtgrenze und ein großer Teil davon ist Freizeitverkehr.

**80 Prozent davon fahren mit dem eigenen Pkw in die Stadt, egal ob Pendler oder im Freizeitverhalten. Welche Überlegungen werden angestellt, diese Situation zu entschärfen?**

Das ist selbstverständlich eines unserer zentralen Anliegen. Wien ist innerhalb der Stadtgrenzen so etwas wie ein Europaweitmeister im modal split. Stadtgrenzen überschreitend sieht die Situation leider anders aus. Innerstädtisch sind rund 30 Prozent der Wege Kfz-Verkehr, der Rest im Umweltverbund. Beim Stadtgrenzen überschreitenden Verkehr ist dieses Verhältnis schlechter als umgekehrt, das heißt hier werden fast 80 Prozent der Wege mit dem Pkw zurückgelegt.

Das kann nicht in unserem Interesse sein. Als eine Maßnahme soll die Parkraumbewirtschaftung ausgeweitet werden. Dies ist wichtig, um das dicht bebaute Gebiet außerhalb des Gürtels einzubeziehen. Das kann allerdings immer nur Hand in Hand mit angebotsorientierten Maßnahmen im öffentlichen Regionalverkehr gehen, wo wir versuchen gemeinsam mit Niederösterreich und mit dem Bund Lösungen zustande zu bringen.

**Innerhalb der Stadt ist Carsharing ein großes Thema. Im Bezug darauf hat die Stadtregierung sehr ambitionierte Pläne vorgelegt. Laut Prognosen könnten vier bis acht Pkw durch einen Carsharingwagen ausgetauscht werden. Wie lässt sich das derzeit in die Stadtplanung am besten integrieren. Wo wird das bereits gemacht?**

Da muss man verschiedene Ebenen unterscheiden. Zum einen gibt es eine operative Ebene, die liegt ganz massiv bei den Wiener Stadtwerken, die sich zunehmend als Gesamtmobilitätsanbieter verstehen. Was klug ist, weil eine Unterscheidung in Öffi-Fahrer,

Autofahrer, Fußgänger, Radfahrer Unsinn ist. Aufseiten der strategischen Planung versuchen wir ein möglichst gutes Umfeld für Carsharing zu bieten. Wir überprüfen bestehende Regelungen, insbesondere wo man bei Stellplatzanlagen Verbesserungen machen kann. Am Ende des Tages wird es ein privatwirtschaftlich bereitzustellendes Angebot sein. Generell ist auch zu betonen: Der private Pkw ist eigentlich meist kein Fahrzeug, sondern ein Stehzeug. Das ist einer der Gründe, wieso die Städte bei Weitem nicht so euphorisch in Bezug auf die E-Mobility sind. Auch ein Elektroauto verstellt den öffentlichen Raum in der Stadt. Auch ein Elektroauto wird für weitere Unfallgefahr in der Stadt sorgen.

**Aber möglicherweise wird es in Verbindung mit Carsharing weniger davon geben.**

Nur wenn ich mit der Kombination von E-Auto und Carsharing dahin komme, der Stadtbevölkerung gute Angebote für ihre Mobilitätsbedürfnisse zu unterbreiten. Die Hauptherausforderung wird es sein, unterschiedliche Mobilitätsbedürfnisse abzudecken. Sodass z.B. ein Bekannter im Stadtumland mit einem Kleinwagen besucht werden kann, am übernächsten Wochenende das Billy-Regal vom Möbelmarkt des Vertrauens mit einem Kombi abgeholt wird und ein Wochenende später ein Auto mit Allradantrieb für die Skitour auf die Rax zur Verfügung steht. Um Service, Reifenwechsel und Ähnliches sollen sich andere kümmern.

**Der Stadtbegriff impliziert im Allgemeinen auch Transformationsprozesse. Inwieweit ist da der Denkmalschutz im Weg oder ein sinnvoller Regulator?**

Da würde ich die Mitte wählen. Als sinnvollen Regulator bei der Stadtverdichtung betrachte ich ihn nicht, aber er ist auch nicht das Hauptproblem. Was uns immer wieder vor gewisse Herausforderungen stellt, ist das Weltkulturerbe.

**Der Ausbau der Dachgeschoßebene wurde in den letzten Jahren strengen Regulierungen unterworfen.**

Dass vieles in diesem Bereich erschwert wurde, gefällt uns in der Stadtplanung überhaupt nicht. Jeder Dachgeschoßausbau ist eine gute Baumaßnahme im Sinne der Stadtentwicklung, könnte man zugespitzt sagen. Die Mobilisierung der Erdgeschoßzone ist ebenfalls ein wichtiges Thema. Im Sinne eines Rochadeffekts sollen dadurch wieder Flächen an anderen Stellen frei werden, die man nutzen kann. Das muss nicht immer bauliche Verdichtung sein, das kann auch eine funktionale Verdichtung sein.

**In Bezug auf die Erdgeschoßzone handelt es sich um Umfunktionalisierung, Finden von neuen Funktionen für diese Flächen. In welche Richtung geht das?**

Wir haben zurzeit in Kooperation mit der TU Wien ein Forschungsprojekt für Erdgeschoßzonen laufen. Für uns ist die Erdgeschoßzone erheblich mehr als

die Diskussion über Geschäftsstraßen. Wir sagen, die Erdgeschoßzone ist die unterste Ebene in der Stadt, die eigentlich die Seitenflächen des öffentlichen Raumes darstellt, und wenn diese nicht funktioniert, hat der öffentliche Raum ein Problem. Im Altbau wird die Erdgeschoßzone oft unter dem Aspekt des Geschäftssterbens betrachtet, und in den Neubaugebieten weiß man oft nicht, was man damit tun soll. Darum ist unser Ansatz, hier Kreativität hineinzubringen. Der Mainstream bewegt sich bereits in Richtung Erdgeschoßzone, unsere Aufgabe ist es, hier den Rückenwind zu verstärken. Beispiel Gründerzeithäuser: Als sie errichtet wurden, hat niemand daran gedacht, in den Dachgeschoßen zu wohnen. Mittlerweile sind das die beliebtesten Wohnlagen. Allgemein werden aktuell die Erdgeschoßzonen eher als Problem betrachtet. Ich behaupte, das wird sich ändern und ist vermutlich im weiten Teil eher einer gewissen Inflexibilität auch der Immobilienbranche geschuldet, weniger der Architekten oder der Nutzer. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass flexible Angebote im Bereich der Erdgeschoßzone auch heute schon ihre Nutzer finden, es hängt wirklich mehr von den Immobilienbesitzern und -verwaltern ab, wie sie die Erdgeschoßflächen am Markt positionieren. Kreative und freie Berufe erkennen zunehmend für sich den Wert der Erdgeschoßzone, um sich auch nach außen sichtbar zu machen.

**Was sind die langfristigen Visionen für die Stadt Wien? Wo soll sie sich hinbewegen? Städte sind in gewisser Weise in einer Wettbewerbssituation untereinander. Wo positioniert sich Wien da im internationalen Vergleich?**

Wettbewerb unter Städten ist ein zweischneidiger Begriff. Ich würde es so formulieren: Wir müssen wettbewerbsfähig bleiben, aber wir sind standortgebunden. Wären wir nicht wettbewerbsfähig, hieße das, dass bei uns gewisse Leistungen auf einem niedrigeren Niveau verfügbar wären als anderswo. Das kann nicht unser Ziel sein. Wir müssen gut sein, um nicht zu sagen, besser sein.

Ich würde die Ziele in zwei Dimensionen formulieren. Die eine Dimension ist, dass wir es noch mehr als bisher etablieren, die Stadt in ihrem funktionalen Zusammenhang zu denken. Stadt hört nicht an den Stadtgrenzen auf, sondern Stadt ist Agglomeration und ist nur im Zusammenhang mit dem Umland denkbar. Darüber hinausgehend müssen einfach die Steuerungsinstrumente weiterentwickelt werden. Ich will jetzt kein Klagegedicht über die fehlende Bundesraumverordnung anstimmen, aber man muss es sich auch erst einmal leisten können, in einem Land wie Österreich neun Raumordnungsgesetze zu haben. Das führt dann in Wien zu einer Situation, die in Europa kein Mensch versteht – die Agglomeration Wien erstreckt sich über zwei Bereiche, in denen unterschiedliche Gesetzeslagen gelten.

Als zweite Dimension sehe ich ganz stark das Thema der Smart Cities. Ich behaupte, der Klimawandel und, wie wir damit umgehen, ist vermutlich

die entscheidende Frage unserer Generation. Die Verstädterungsdynamik ist bekannt, insofern wird diese Frage auch nicht zuletzt in den Städten zu lösen sein, und unser Ziel ist es, dass Wien so etwas wie ein Showcase auf internationaler Ebene wird.

**Welche Erfahrung haben Sie dabei mit TINA Vienna, einer Einrichtung zur Kommunikation und zum Transfer von urban technologies und Strategien? Wie funktioniert da die städtische Zusammenarbeit?**

TINA ist eine städtische Einrichtung, die ganz stark an uns angedockt ist. Wir arbeiten intensiv mit TINA Vienna zusammen. Die Zielsetzung ist, in dem Bereich zu den Besten zu gehören. Und wir wollen auch eine Verbreiterung des Begriffs der smart city erreichen. Zurzeit wird er primär im energetischen Sinne verstanden. Aus unserer Sicht kann man „smart“ allerdings in den verschiedensten Dimensionen sein.

Eine Hauptherausforderung für Wien ist sicher die zunehmende soziale Durchmischung der Stadt. Durch die Zuwanderung in die Stadt wird diese bunter und unterschiedliche Lebensstile etablieren sich. Der Umgang mit sozialen Fragen bedarf auch einer gewissen smartness, und es wäre ein Fehler, zu glauben, man könnte das rein technisch begreifen und durch die Konzentration auf Fotovoltaikanlagen oder Passivhäuser lösen. Es werden auch smart grids und smart metering wichtig sein, aber vergessen wir nicht, dass es um Menschen geht, die Ansprüche, Probleme und Erwartungshaltungen haben. Ich kann das eine nicht ohne das andere denken. Da sehe ich derzeit eine gewisse Schiefelage im internationalen Mainstream, der dies meiner Meinung nach zu technokratisch betrachtet. Ein Wiener Spezifikum könnte sein, einen Gesamtansatz einzubringen.

**Da geht es zum Teil auch um social gaps. Wo kann die Stadtplanung in diesem Zusammenhang am zielgenauesten ansetzen?**

Das wird sich weniger in Fragen von Bebauungsdichten oder Bauformen abspielen. Es gilt, diese Themen zu erfassen, zu analysieren, darzustellen und an die Stellen weiterzukommunizieren, die etwas damit anfangen können, um neue Instrumente und Beratungsangebote anzureizen.

**Welche Gebiete Wiens werden sich in Zukunft am stärksten verändern beziehungsweise welche werden in ein oder zwei Jahrzehnten fast nicht mehr wiederzuerkennen sein?**

Das werden meiner Ansicht nach sicherlich die Stadterweiterungsbezirke sein. Das Schlagwort lautet dabei Vernetzung, Verwebung mit bereits Bestehendem. Wesentlich wird aber die Veränderung in der gesamten Agglomeration sein. Im Rahmen der Planungsgemeinschaft Ost (PGO) wurde etwa in einem mehrjährigen Prozess eine Vision für die räumliche Entwicklung der Gesamtregion formuliert, die in Kürze unter dem Titel „stadregion+“ präsentiert werden wird. ■

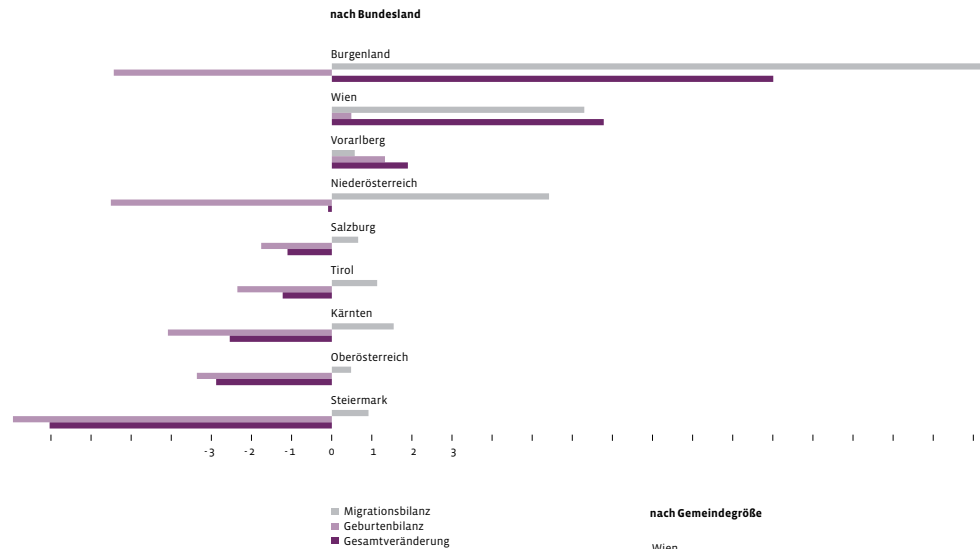
# Bevölkerungsentwicklung findet Stadt |

Aktuelle demografische Strukturen und Trends in Österreichs Städten

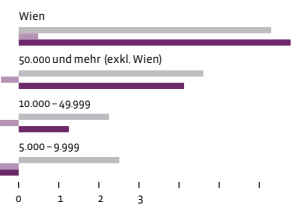
**Ramon Bauer**, geboren 1969 in Wien, Studium der Geografie. Seit 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Vienna Institute of Demography (Österreichische Akademie der Wissenschaften), Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital. Inhaltliche Schwerpunkte: globale Demografie mit Schwerpunkt Bildung sowie regionale und urbane Bevölkerungsdynamik Europas.

Der demografische Wandel ist als geflügeltes Wort in aller Munde. Dahinter verbergen sich demografische Trends, die auch für andere europäische Länder typisch sind: Ein niedriges Geburtenniveau bei gleichzeitig steigender Lebenserwartung führt zur Alterung der Bevölkerung und bewirkt einen Rückgang des Bevölkerungswachstums, vor allem bei der Bevölkerung im Erwerbsalter zwischen 20 und 64 Jahren. Dazu kommt der steigende Einfluss von Migration als entscheidende Komponente der Bevölkerungsveränderung. Diese demografischen Megatrends wirken sich regional durchaus sehr unterschiedlich aus. Beim Fertilitätsniveau und der allgemeinen Lebenserwartung gibt es zum Teil deutliche Disparitäten zwischen europäischen Ländern, innerhalb der Länder sind die geografischen Unterschiede zumeist gering. Das stark variierende Migrationsverhalten hat allerdings einen deutlichen Einfluss auf regionale Bevölkerungsdynamiken (Bauer & Fassmann, 2011). Wie wirken sich nun diese demografischen Trends auf Österreichs Städte aus und welche Herausforderungen ergeben sich dadurch?

Bevölkerungsveränderung nach Komponenten 2009 (pro 1.000 Einwohner)  
in Österreichs städtischen Gemeinden mit 5.000 und mehr Einwohnern, im Durchschnitt



nach Gemeindegröße



## Österreichs Städte wachsen ...

Österreichs Bevölkerung ist mehrheitlich urban. Am 1. Januar 2009 waren 4,7 Millionen Menschen oder 57 Prozent der Gesamtbevölkerung in Städten – laut österreichischer Definition sind das Gemeinden mit mehr als 5.000 Einwohnern – gemeldet. Das Bevölkerungswachstum dieser Städte belief sich zwischen 2001 und 2009 auf 6,4 Prozent oder fast 286.700 Menschen. Die stärksten Zuwachsraten von 10 Prozent und mehr waren in den urbanen Räumen Niederösterreichs und dem Burgenland in der Ostregion um Wien zu beobachten. Am wenigsten konnten die städtischen Gemeinden in Kärnten und der Steiermark zulegen – zwischen 2001 und 2009 im Durchschnitt gerade einmal um 0,5 Prozent.

Das sind funktional verflochtene Stadt-Umland-Regionen, bestehend aus urbanen

Kernzonen (rund 4 Millionen) und Umlandgemeinden in den Außenzonen (Statistik Austria, 2010). Zwischen 2001 und 2009 stieg die Bevölkerung in den 34 österreichischen Stadtregionen um 6 Prozent oder 310.000 Menschen an. 60 Prozent des Wachstums entfielen allein auf die Stadtregion Wien, deren Einwohnerzahl in acht Jahren um mehr als 180.000 Menschen auf über 2,3 Millionen zunahm. Ein Anstieg, der fast schon der Bevölkerungszahl von Linz entspricht. Die fünf größten Stadtregionen Öster-

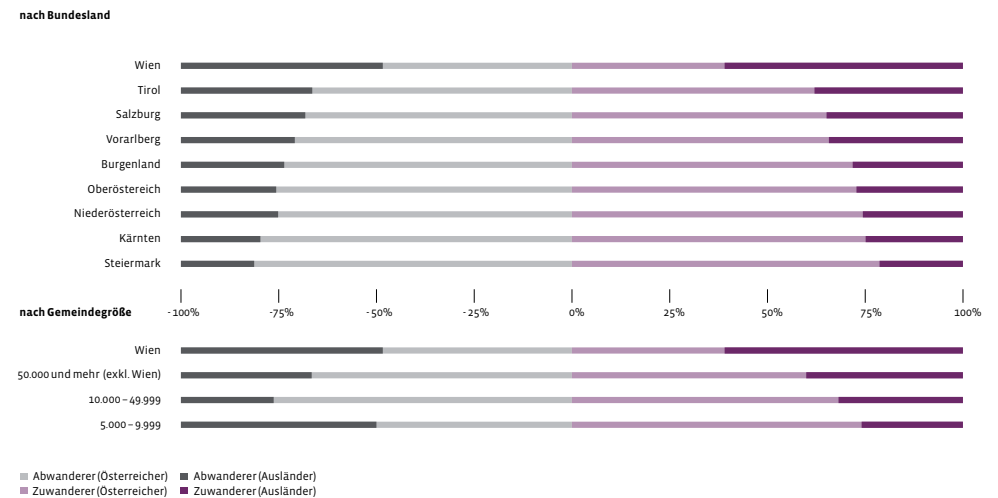
reichs (Wien, Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck) sind zusammen für 89 Prozent des gesamten Wachstums seit 2001 verantwortlich. Zu einem Bevölkerungsrückgang kam es in nur sechs, vorwiegend kleineren Stadtregionen in Niederösterreich (Ternitz), in Kärnten (Spital/Drau, Wolfsberg) und in der Steiermark (Voitsberg, Knittelfeld und Leoben).

Stadtregionen sind aufgrund ihrer funktionalen Verflechtungen im planerischen Sinn hochinteressante räumliche Analyseeinheiten, jedoch keine administrativen Gebietseinheiten. Aufgrund der fehlenden Institutionalisierung sind auch kaum aufbereitete Daten über Österreichs Stadtregionen verfügbar. Auf Gemeindeebene ist das Datenangebot der Statistik Austria nahezu optimal, weswegen in weiterer Folge die demografischen Entwicklungen in Österreichs städtischen Gemeinden mit mehr als 5.000 Einwohnern etwas differenzierter zu betrachten sind.

## Migration als Motor des urbanen Wachstums

Was steckt also hinter dem generellen Bevölkerungswachstum in Österreichs Städten? Allgemein steigende Geburtenraten sind es auf jeden Fall nicht. Ein natürliches Bevölkerungswachstum, also einen Überschuss der Geburten über die Sterbefälle, findet man im Jahr 2009 fast ausschließlich in Wien und den urbanen Gemeinden Vorarlbergs. Am stärksten wirkt sich dieser natürliche Bevölkerungsrückgang in kleineren Städten mit weniger als 10.000 Einwohnern aus.

Zu- und Abwanderung 2009 nach Staatsangehörigkeit (in %)  
in Österreichs städtischen Gemeinden mit 5.000 und mehr Einwohnern, im Durchschnitt



## Literatur

Bauer, R. & H. Fassmann (2011), Europa – Demografische Differenzierung eines alternden Kontinents, in: Husa, K., C. Parnreiter & H. Wohlschlägl (Hg.): Weltbevölkerung. Zu viele, zu wenige, schlecht verteilt!, S. 61 – 78. Südwind/ProMedia, Wien.

Hanika, A. (2010), Kleinräumige Bevölkerungsprognose für Österreich 2010 – 2030 mit Ausblick bis 2050 („ÖROK-Prognosen“). Teil 1: Endbericht zur Bevölkerungsprognose. Österreichische Raumordnungskonferenz/Statistik Austria, Wien.

ÖIEB (2004), Motivation und Zufriedenheit von Zuzüglern ins Wiener Umland. Österreichisches Institut für Erwachsenenbildung, St. Pölten.

ÖROK (2011), Österreichisches Raumordnungskonzept 2011. Österreichische Raumordnungskonferenz, Wien.

**Da es keine bedeutenden Geburtenüberschüsse gibt, beruht das Wachstum der österreichischen Stadtbevölkerung nahezu ausschließlich auf Zuwanderung,**

wobei gilt: Je positiver die Migrationsbilanz, desto stärker fällt das Bevölkerungswachstum aus. Davon profitieren größere städtische Gemeinden mehr als die kleineren und am meisten die urbane Ostregion samt Wien. Wanderungsgewinne sind allerdings nur eine Bilanzsumme, dahinter steht ein Vielfaches an Kommen und Gehen. So hatte zum Beispiel die Stadt Bregenz im Jahr 2009 einen moderaten Wanderungsgewinn von 68 Personen, der sich aus einer Wanderungsdynamik von 1.948 Zuzügen und 1.880 Wegzügen ergibt.

Differenziert man zwischen Binnenmigration und Wanderungen über Ländergrenzen hinweg, so ist Wien eindeutig das Drehkreuz der internationalen Zuwanderung nach Österreich, während in der Mehrheit aller anderen österreichischen Städte die Binnenwanderung dominiert. Gut ein Drittel der gesamten ausländischen Bevölkerung Österreichs konzentriert sich in Wien, wo deren Anteil aktuell mehr als 20 Prozent ausmacht. Auf relativ hohe Bevölkerungsanteile mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft von durchschnittlich mehr als 10 Prozent kommen auch die städtischen Gemeinden in Vorarlberg, Tirol und Salzburg.

Mittlerweile übersteigt die Zahl der Neuzuwanderer aus EU-Ländern – die innerhalb der Europäischen Union Reise- und Niederlassungsfreiheit genießen und auch von etwaigen Integrationsvoraussetzungen befreit sind – jene aus Nicht-EU-Staaten. Diese beiden Gruppen unterscheiden sich auch in puncto Humankapital stark voneinander:

**Einwanderer aus EU-Staaten sind generell höher gebildet als die österreichische Gesamtbevölkerung, jene aus Drittstaaten verfügen im Durchschnitt über niedrigere Bildungsabschlüsse.**

hohen Ausländeranteilen wider, wo sich sowohl höher als auch niedrig qualifizierte Bevölkerungsgruppen konzentrieren (Schwabe, 2006). Obwohl die Immigration aus anderen EU-Staaten – besonders aus Deutschland – in den letzten Jahren stark zugenommen hat, stellen Zuwanderer aus Drittstaaten zumeist (noch) die Mehrheit. Allein in den wenigen und eher kleineren städtischen Gemeinden des Burgenlands überwiegen bereits EU-Zuwanderer, die nicht zuletzt aufgrund der geografischen Nähe zum Großteil aus den angrenzenden neuen Mitgliedsstaaten Osteuropas stammen.

Migration wirkt sich auch auf die Altersstruktur einer Bevölkerung aus, da Personen im jüngeren Erwachsenenalter mobiler sind als ältere Altersgruppen. Letztere bleiben in Abwanderungsregionen zurück, während es junge Menschen unter 30 Jahren auf der Suche nach Bildung und (qualifizierter) Arbeit von kleineren und peripheren Gemeinden in die größeren Städte zieht. Im weiteren Verlauf des Lebenszyklus, vor allem wenn Kinder ins Haus stehen, wandern viele 30- bis 44-Jährige von den Kernzonen der Städte in deren Umlandgemeinden. Von einer verstärkten Rückwanderung der „Generation 60+“ aus dem Umland zurück in die Kernstädte ist bis dato noch nicht viel zu bemerken. Menschen die im Alter von über 60 Jahren ihren Wohnsitz – zumeist während des Übergangs zum Ruhestand – verändern, zieht es eher in Richtung kleinerer Städte und ländlicher Gemeinden außerhalb der Stadtregionen. Diese altersselektiven Wanderungsströme bewirken also nicht nur, dass Abwanderungsregionen an Bevölkerung verlieren, sie altern auch schneller als urbane Zuwanderungspole. Am Beispiel von Wien lässt sich sogar erkennen, dass eine moderate bis starke Zuwanderung von jüngerer Bevölkerung im reproduktiven Alter nicht nur zu einer positiven Geburtenbilanz führen kann, sondern auch den Anteil der Erwerbsbevölkerung – zumindest kurzfristig – konstant halten kann.

**Österreichs Städte wachsen weiter ...**

In den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts konnte die Stadtbevölkerung Österreichs ein durchaus beachtliches Wachstum verbuchen. In drei von vier Städten – darunter alle größeren mit mehr als 50.000 Einwohnern – stiegen die Bevölkerungszahlen zwischen 2001 und 2009 an. Geburtendefizite und/oder Wanderungsverluste führten jedoch in jeder vierten Stadt zu Bevölkerungsverlusten, wovon vorwiegend kleinere Gemeinden betroffen sind. Die stärksten Verluste hatten städtische Gemeinden in Kärnten und der Obersteiermark hinnehmen müssen, allen voran Eisenerz.

Seit jeher sind Städte „Nettokonsumenten“ an Bevölkerung, da urbanes Wachstum fast ausschließlich durch beständige Zuwanderungsgewinne stattfindet. Versiegen diese Wanderungsströme, dann verlieren Städte aufgrund der tendenziell negativen Geburtenbilanzen an Bevölkerung. Genau das passierte auch in vielen Städten Österreichs nach der Wirtschaftskrise von 1973, als der Zustrom von Gastarbeitern abrupt zum Erliegen kam. In den 1980er-Jahren ging die regionale Bevölkerungsprognose der Österreichischen Raumordnungskonferenz auf Basis der damaligen Trends davon aus, dass Österreichs Stadtbevölkerungen – mit Ausnahme der Städte im Westen des Bundesgebiets – zwischen 1981 und 2011 signifikant zurückgehen werden (Sauberer & Spitalsky, 1990). Die Hauptvariante der Prognose rechnete für Wien mit einem Bevölkerungsrückgang von 1,53 Millionen auf 1,4 Millionen. Tatsächlich ging die Bevölkerung der Bundeshauptstadt seit 1981 aber nicht um 130.000 Menschen zurück, sondern wuchs um rund 170.000 auf mehr als 1,7 Millionen an (Statistik Austria, 2011).

Sauberer, M. & A. Spitalsky (1990), ÖROK-Bevölkerungsprognose II: Neudurchrechnungen 1981 – 2011, Modellrechnungen 2011 – 2031. Gutachten des Österreichischen Instituts für Raumplanung (ÖIR). Österreichische Raumordnungskonferenz, Wien.

Schwabe, M. (2006), Regionale Muster der Verteilung des Humankapitals in Österreich, in: Statistische Nachrichten 61, 9/2006, S. 797 – 807. Statistik Austria, Wien.

Statistik Austria (2010), Österreichs Städte in Zahlen 2010. Statistik Austria/Österreichischer Städtebund, Wien.

Statistik Austria (2011), Bevölkerungsstand 1.1.2011. Statistik Austria, Wien.

**Denn schrumpfende Städte sind kostenintensive Städte, wenn trotz sinkender Gemeindebudgets die gebaute Infrastruktur und soziale Dienstleistungen aufrechterhalten werden sollen**

Im Kunsthaus muerz beschäftigt sich noch bis Februar die Ausstellung „Generationenstadt“ mit den Folgen und Herausforderungen des demografischen Wandels. Kuratorinnen: Christiane Feuerstein & Angelika Fitz / [www.kunsthaus-muerz.at](http://www.kunsthaus-muerz.at)

Aufgrund der seit mittlerweile 1989 anhaltend hohen Zuwanderungsraten aus dem Ausland nahm Österreichs Bevölkerung seither wieder deutlich zu. Aktuelle Bevölkerungsprognosen gehen für die kommenden Jahrzehnte von einem weiteren Bevölkerungswachstum aus, welches durch Wanderungsgewinne aus dem Ausland getragen wird und sich vor allem auf die Stadtregionen konzentrieren wird. Bevölkerungsrückgänge werden neben strukturschwachen urbanen Räumen vor allem periphere Regionen betreffen. Von einem Wachstum der Bevölkerung im Erwerbsalter kann nach den aktuellen Prognosen bis 2050 nur noch in der Ostregion und in den Stadtregionen von Graz, Linz, Innsbruck und des Rheintals ausgegangen werden. Überall sonst in Österreich wird das Potenzial an Erwerbsbevölkerung zurückgehen. Der Anteil an älteren Menschen wird dagegen deutlich zunehmen, vor allem in den Umlandgemeinden der urbanen Zentren (Hanika, 2010).

**... und sind gefordert**

Die aktuellen demografischen Trends werden auf der politischen und planerischen Ebene zunehmend als Herausforderungen wahrgenommen.

Auch wachsende Städte haben aufgrund des steigenden Investitionsbedarfs hohe Aus-

gaben zu tragen, nur dass deren Finanzressourcen mehr Handlungsspielräume zulassen. Die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit von urbanen Räumen ist zunehmend von deren Humankapital abhängig, da sich Betriebe in verstärktem Maße dort ansiedeln, wo qualifiziertes Erwerbspersonal vorhanden ist. Um Arbeitskräfte anzuziehen, ausreichend zu qualifizieren und diese auch zu halten, sind Städte gut beraten, sich als Bildungs- und Innovationsstandorte zu positionieren und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu fördern.

Österreichs Städte weiten sich zunehmend zu Stadtregionen aus, da auch kleinere Umlandgemeinden – durch die Nähe zu den Zentren und innerstädtischen Erwerbsmöglichkeiten – einen urbanen Lebensstil ermöglichen. Während einkommensstärkere Familien mit Kindern die Außenzonen der Stadtregionen bevorzugen, wird in den Kernstädten verstärkt Wohnraum für Alleinerzieher und sozial benachteiligte Familien, Pensionisten sowie Ein- bis Zweipersonenhaushalte nachgefragt. Dementsprechend müssen sich der Wohnungsmarkt und die Ausgestaltung des Lebensumfeldes am lebenszyklischen Bedarf und der Vielfalt urbaner Lebensentwürfe orientieren. Jene Städte, auf die sich die internationale Zuwanderung konzentriert, müssen sich der zunehmenden Diversität ihrer Bevölkerung stellen und ihre Integrationsanstrengungen verstärken, um soziale Spannungen zu vermeiden.

**Eine zentrale demografische und auch planerische Frage der nächsten Jahre wird lauten: Wo altern die Babyboomer?**

Zwischen 2020 und 2030 werden die geburtenstarken Jahrgänge um 1960 aus dem Erwerbsleben ausscheiden. Diese stark besetzten Kohorten haben sich im Laufe ihres Lebens verstärkt in den „Speckgürteln“ der urbanen Zentren angesiedelt. „Aging in Place“ – also keine Wohnsitzveränderung nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben – ist hierzulande die mehrheitlich gewünschte Lebensform der Babyboomer. Zwar werden diese Pensionisten mobiler, agiler und auch finanziell besser abgesichert sein als frühere Generationen, trotzdem wird die Versorgungssicherheit im Gesundheits- und Nahversorgungs-bereich bei deren Wohnsitzpräferenz im Alter eine entscheidende Rolle spielen (ÖIEB, 2004). Ob diese Sicherheiten für eine stark steigende Zahl an Hochbetagten, die weniger mobil und im steigenden Maße pflegebedürftig sind, auch in den Umlandgemeinden der Stadtregionen ausreichend und flächendeckend vorhanden sein werden, wird sich wohl erst zeigen.

Wie seit jeher werden Österreichs Städte auch in der Zukunft nur durch Zuwanderung ihre demografische, soziale und wirtschaftliche Dynamik bewahren. Schrumpfende und von Abwanderung betroffene Städte werden „grauer“, da die zurückgebliebene Bevölkerung sozial weniger durchmischt ist und schneller und stärker altert. Die davon betroffenen – überwiegend kleineren – Städte werden ihre begrenzten Mittel auf die Aufrechterhaltung der kommunalen Daseinsvorsorge und Innovationsfähigkeit konzentrieren. Urbanes Bevölkerungswachstum geht mit Zuwanderung einher und macht Städte sozial und kulturell „bunter“. Für wachsende Städte liegt die Herausforderung darin, sich an die Bedürfnisse von sich ständig erneuernden und zunehmend diversen Bevölkerungen anzupassen. Die intensiven funktionalen Verflechtungen von Kernstädten und deren Umlandgemeinden bedingen, dass demografische Herausforderungen wohl auch unter der Perspektive von Stadtregionen wahrgenommen werden sollten. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung wurde im Rahmen des aktuellen österreichischen Raumentwicklungskonzepts „ÖROK 2011“ gesetzt. Eine neu eingerichtete „Kooperationsplattform Stadtregion“ soll eine Verbesserung der raumplanerischen Koordination und Kooperation von Städten und ihrem Umland erreichen. ■

## Urban-Think Tank |

### Ein Dialog

**Peter Mörtenböck**  
ist Professor für Visuelle Kultur an der TU Wien und Research Fellow am Goldsmiths College der University of London. Er forscht und schreibt zur globalen Dimension der Veränderung unserer urbanen Räume.

Urban-Think Tank (U-TT) wurde 1998 von Alfredo Brillembourg, geboren 1961 in New York, und Hubert Klumpner, geboren 1965 in Salzburg, in Caracas gegründet.

**PM:** In den vergangenen Jahren hat sich der Begriff von Architektur verschoben von einem reinen Planungsinstrument zu einem Ermöglichungsapparat für soziale Prozesse. Auf einer weltweiten Bühne wird verstärkt nach den katalytischen Potenzialen von Architektur gesucht, also danach, was Architektur jenseits ihres materiellen Wirkvermögens in einem urbanen Gefüge anregen kann. Mir scheint, dass dieses erwachte Interesse an den sozialen Dimensionen von Architektur etwas mit einem gestiegenen Bedarf an komplexen Instrumentarien zu tun hat, mit deren Hilfe wir in eine zunehmend deregulierte Entwicklung eingreifen können. Ich hatte beispielsweise in den letzten Monaten die Gelegenheit, an Diskussionen mit dem ehemaligen Bürgermeister der kolumbianischen Stadt Medellín, Sergio Fajardo, teilzunehmen. Medellín ist eine von Gewalt und Verbrechen gezeichnete Millionenstadt, deren Perspektive sich durch Investitionen in öffentliche Bauten, Plätze und Infrastrukturen in den Armenvierteln verbessert hat, ohne die Funktionalität dieser Gebiete vollständig umbauen zu wollen. Professionelle Planung muss also nicht immer als Gegenspieler von informellen Stadtentwicklungen auftreten, sondern kann diese Prozesse auch bereichern und unterstützen. Die Frage, die sich mit solchen Projekten stellt, ist, wie aus diesen Einzelinitiativen so etwas wie ein architektonisches Modell entwickelt werden kann, das sich von einer Vielfalt von Akteuren gemeinsam in Anspruch nehmen lässt.

**AB/HK:** Die Grundsatzdebatte zum Thema Urbanisierung wurde in den letzten Jahrzehnten in der westlichen Welt von Architekten überhaupt nicht geführt. Das lässt sich ganz klar daran ablesen, dass es keinerlei Referenzprojekte, Aussagen und Lösungsansätze gibt, wie existierende Städte im großen Maßstab, insbesondere die Metropolen in der südlichen Hemisphäre, vom Know-how westlicher Architekten profitieren können. Die kontemporäre Wahrnehmung von Sachzwängen, wie etwa demokratische Basisrechte, Gerechtigkeit, Inklusion oder Umverteilung, ist auch, so muss man festhalten, vorerst eine politische Frage und erst in ihrer Übersetzung in eine politische Agenda eine Frage, den physischen Raum durch Planung oder Design zu bearbeiten.

Für uns ist Urbanismus gefrorene Politik, denn ohne ein politisches Projekt, eine Agenda oder eine Theorie lassen sich auch Städte wie Medellín, Caracas, oder Rio de Janeiro nicht von Design-Interventionen befrieden. Was aber nicht heißen soll, dass die Möglichkeiten von Urban Design als politisches Instrument und Ressource derzeit ausgeschöpft sind; das Gegenteil ist der Fall. Der Diskurs zur Stadt orientiert sich aus unserem Betrachtungswinkel noch immer viel zu stark an der Phänomenologie des Urbanen, einer Betrachtung von Dichotomie

oder Superlative, anstatt aus einer Akzeptanz und Interpretation der Ausgangslage neue Programme und Typologien zu entwickeln, wie wir das etwa in den Favelas von Sao Paulo gemacht haben.

Die der westlichen Betrachtung geradezu unheimliche Wildheit urbanistischer Extreme ist nichts weiter als der Ausdruck verschiedener Erscheinungsformen von heutiger Urbanität. Sie ist für den Großteil der Menschheit lediglich die extreme, aber ebenso banale Realität des Alltags.

Was für die westliche Debatte immer noch als Ausnahmeerscheinung gilt, ist im urbanen Süden längst die Regel. Mit deren Akzeptanz und dem einhergehenden Paradigmenwechsel in der Architekturbedebatte, den wir immer wieder einfordern, wäre bereits ein großer Schritt nach vorne getan. Wir sollten uns in Erinnerung rufen, dass heute eine ganze Generation von Menschen mit noch unabsehbaren Folgen in Slums aufwächst – das sind die Herausforderungen, denen wir uns im Urban-Think Tank, nachdem wir uns diesem Sachverhalt über Jahre hinweg in Grundlagenanalysen genähert haben, nun widmen.

Es fehlt aber immer noch an methodologischen Herangehensweisen, von denen ein Lösungspotenzial zu erwarten ist, das der Dimension der Herausforderungen in den Städten des globalen urbanen Südens entspricht. Auch die Projekte von Sergio in Medellín sowie jene von Jaime Lerner in Curitiba, die Arbeiten von Alejandro Aravena in Chile, von Jose Castillo in Mexico oder unsere eigenen Projekte in Venezuela und Brasilien sind erst der Anfang einer unendlich weiterzuentwickelnden urbanen Toolbox. Angesichts der Milliarde von Menschen, die heute in Slumzonen lebt, sind die heutigen Ergebnisse immer noch im schlechtesten Fall als Prestigeobjekte und im besten Fall als Pilotprojekte und Prototypen einer noch zu definierenden Vorgangsweise zu bewerten. Es geht uns deshalb vorrangig darum, das architektonische und urbane Projekt auf die Dimension der Herausforderung einzustellen.

Erst wenn es breite Unterstützung in der Bevölkerung erzeugt, wird Stadtentwicklung als Prioritätsthema auf der politischen Agenda erscheinen.

**PM:** Wenn Urban Design als etwas verstanden wird, das sich nicht alleine auf der Ebene der Objektgestaltung abhandeln lässt, sondern im weitesten Sinn auch die Strukturierung von politischen Pro-





Abbildung Seite 21/22:  
Die von Urban Think Tank  
geplante Seilbahn verbind-  
et eine zuvor infrastruk-  
turell schlecht erschlosse-  
ne Favela mit der „offi-  
ziellen“ Stadt Caracas,  
Venezuela

zessen betrifft, taucht natürlich die Frage auf, wie diese breite Allianz, von der ihr sprecht, auch seitens der Architektur initiiert werden kann. Die Realisierung von experimentellen urbanen Projekten wird das zwar nicht allein leisten können, es gibt aber die Herausforderung für Urban Design, sich hier in ein größeres Feld des Operierens einzubringen. Werden nicht gerade durch besonders auffällige Architekturprojekte Musterbeispiele geschaffen, deren Ausstrahlung weit über das lokale Umfeld hinausgeht und zu einer globalen Welle an „Anstecungen“ führen kann?

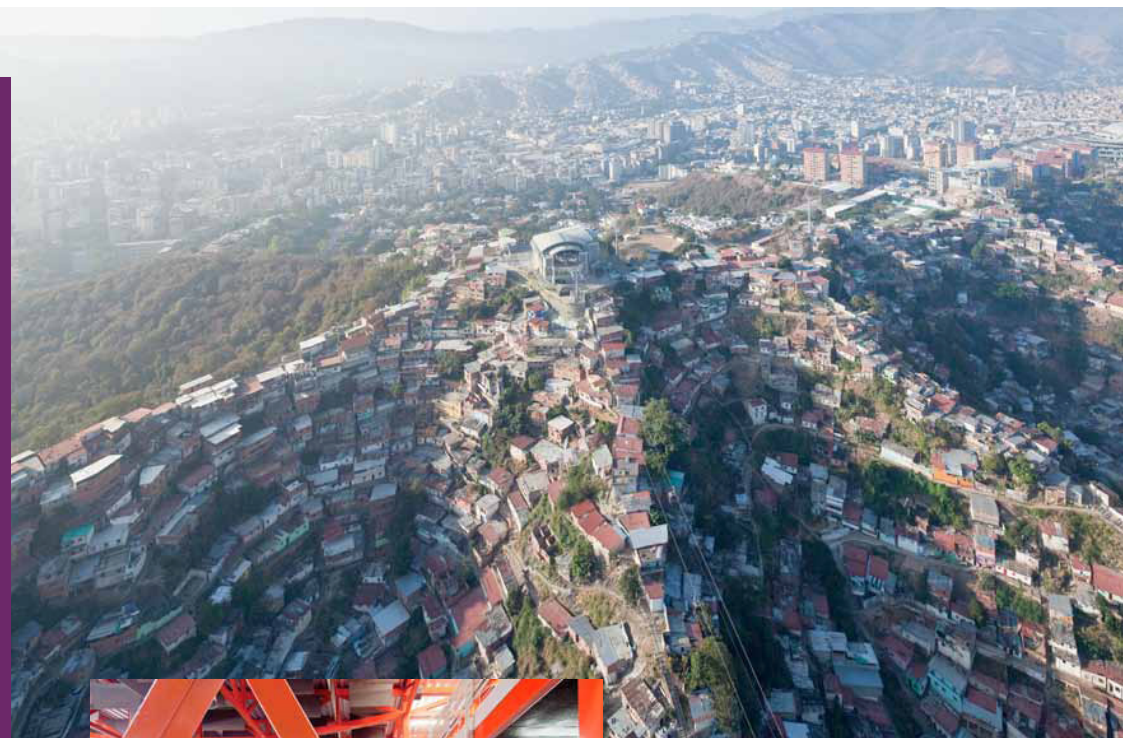
Wie ja viele Beispiele aus eurer eigenen Praxis verdeutlichen, haben diese Projekte sowohl ein unmittelbares Wirkvermögen als Lösungsansatz vor Ort als auch einen maßgeblichen Einfluss auf die Bewusstseinsbildung zur urbanen Frage durch ihr Zirkulieren im theoretischen Diskurs. Wie lassen sich aus eurer Erfahrung diese unterschiedlichen Referenzebenen fruchtbar aufeinander beziehen, sodass ein Umdenken in der Architekturdebatte in Schwung gebracht werden kann?

AB/HK: Uns interessiert als Projektebene das Initiieren von Prozessen und das Herstellen von Prototypen vor Ort, denn diese Arbeitsweise erklärt die Stadt selbst zum Versuchslabor. In unserem Buch *Urban Tool-Box* oder der Zeitung unseres ETH/Columbia SLUM\_Lab (Sustainable Living Urban Model Laboratory) bieten wir über den Aufbau eines ständig weiterwachsenden Handbuchs einen theoretisch-praktisch orientierten Diskurs an. Dabei handelt es sich, ähnlich wie bei den Manifesten des 20. Jahrhunderts, um einen Aktionsplan, der aber auch als praxisorientierter Aufruf, sich in die Produktion der Stadt einzubringen, zu verstehen ist. Einen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis zu vereinen, wie ihn von Anfang an Kollegen, wie etwa Stefano Boeri oder Dietmar Steiner, aus ihrer traditionell modernistischen, westlichen Perspektive gesehen haben, gab es für uns nie. Vergessen wir nicht, dass weltweit 90 Prozent aller Gebäude und der Lebensraum einer immer noch verarmten, aber wachsenden Bevölkerung in Slums schon heute ohne Architekten gebaut werden. Informalität, die als Organisationsform dieser Massenproduktion unterliegt, wird nach und nach in allen Lebensbereichen, von der Wirtschaft, Soziologie und seit einigen Jahren nun auch von der Philosophie und Architektur in ihren Arbeiten eingebracht, nicht umgekehrt. Globalisierung, Urbanisierung und Informalisierung lassen sich nicht nur gemäß Elmar Altvaters Globalisierung der Unsicherheit, sondern auch mit Bruno Latours Actor-Network-Theorie als Kräfte verstehen, die wir nicht zu kontrollieren vermögen. Die Arbeit von uns sehr nahestehenden Kollegen wie Lacaton & Vassal und deren konzeptuelle Beweisstücke zur Wertsteigerung, wie etwa die Architekturfakultät von Nantes, Paola Bernsteins ästhetische Abhandlung über den Einfluss der Favelas auf Helio Oiticicas künstlerische Arbeit oder die Ausstellung „Small Scale – Big Change“ von Andres Lepik und Barry Bergdoll im MoMA in New York zeigen, dass die Fakten heute die Institutionen zu einer Auseinandersetzung

zwingen. Ein Sachzwang, der Gerechtigkeit und Resultate ins Zentrum der Diskussion stellt, ist politisch progressiv und nicht reaktionär oder auf seine Salonfähigkeit hin homöopathisch dosiert. Die im kontemporären Diskurs faktisch existierende Tendenz, informelle Praktiken, wie wir sie in unserem Buch *Informal City* (Prestel, 2005) beschreiben, aufzunehmen, ist unvermeidlich. Die Dynamik des Diskurses im Westen hat sich längst geändert; auch unsere Konversation, wenn du so willst, läuft dem Faktischen hinterher, nicht umgekehrt. Der Diskurs ist jedoch längst überfällig, und es stellt sich nur die Frage, wann er geführt wird, nicht mehr, ob er geführt werden sollte. Die Führungsrolle von traditionellen Eliten in der architektonischen Debatte ist angesichts der Ereignisse auf der Straße irrelevant geworden. Im Licht dieser Tatsachen kann man sich allerdings auch fragen, wen man mit der Debatte um Lösungen denn eigentlich noch erreichen möchte. Pragmatisch gesprochen bringen wir die Bewohner von einem Slum in Caracas zum Sport mit ihren Kindern in das Gimnasio Vertical im anderen Slum, und damit wird ein Projekt andernorts in veränderter Form repliziert – Creative Commons in Reinkultur, und so wird das weitergegeben, kostenlos.

Wir verlangen kein Honorar dafür und sind überzeugt, dass man hohe Qualität zu niedrigen Kosten herstellen kann, wenn man mit Leuten redet, die Entwickler, Konstrukteure und Nutzer in einer Person repräsentieren.

PM: Abseits der Obsession der westlichen Welt mit ihren eigenen Wertvorstellungen scheint sich auf diese Weise auch bereits ein globales Netzwerk an Raumpraxen entwickelt zu haben, das unterschiedlichste Welten miteinander zu verbinden weiß – lokale Bevölkerungen mit urbanem Expertentum, das „Eins-zu-eins-Labor“ des globalen Südens mit dem akademischen Bereich usw. Vor Kurzem wurde kollaboratives Arbeiten in solchen Netzwerkstrukturen noch als unqualifiziertes Herumwerken angesehen. Heute jedoch findet es entsprechende Anerkennung und wird oft mit hohen Preisen ausgezeichnet. Ich denke da nicht zuletzt an den Curry Stone Design Prize, in den ich auch selbst seit Beginn involviert bin und wo es darum geht, urbane Projekte, die einen entscheidenden Beitrag zu Fragen der Bildung, der Behausung, der sozialen Gerechtigkeit oder des Friedenserhalts darstellen, zu prämiieren. Diese Auszeichnung erzielt Effekte in zwei Richtungen: zum einen dadurch, dass die beachtliche Dotierung des Preises diesen Projekten neuen Spielraum liefert, und zum anderen wird speziell in der westlichen Welt verstärkte Aufmerksamkeit für solche Projekte geschaffen. Ich frage mich, welche anderen Initiativen man noch entwickeln könnte, damit diese unterschiedlich gelagerten Verhältnisse und Fähigkeiten der Architektur nicht als einander entgegengesetzt, sondern als



letztlich in einem gemeinsamen Raum agierende Kräfte verstanden werden können.

AB/HK: Die Arbeit einer großen Gruppe engagierter Netzwerke im urbanen globalen Süden ist über lange Zeit unbemerkt vom nach innen gekehrten Nord-West-Diskurs geschehen. Diese isolierte Produktion ohne permanentes Eingreifen in den Diskurs, der sich daraus ergeben hat, erwies sich rückblickend als Vorteil. So wurde dieses Engagement zwar durch die Position der traditionellen Autoritäten in den Gremien und Medien der Architekturdiskussion kaum wahrgenommen, es haben sich aber deswegen neue und teilweise sehr tragfähige Süd-Süd-Netzwerke gebildet. Ohne den Umweg über tradierte Kanäle zu nehmen, hat diese Entwicklung dazu geführt, dass wir im Nahen Osten, in Afrika und Asien heute über Kontakte verfügen, die nur durch die neuen Medien und den Wunsch, mit Gleichgesinnten zu kommunizieren, in den frühen Neunzigerjahren möglich wurden.

Mit deinem Beispiel des Curry Stone Awards verbindet sich eine interessante Geschichte, die dieses Verhältnis und die sich daraus ergebenden Verwerfungen zwischen kuriosem Interesse und dem bisher aus unserer Sicht immer noch ungenutzten Potenzial, sich tatsächlich in dieses Nord-Süd-Spannungsfeld einzubringen, illustriert. Das „Projecto

Bano-Seco“ (Trockentoilette) mit Marjetica Potrč und Liyat Esakov als integrierte Mitarbeiterinnen in unserer NGO im Caracas Urban-Think Tank, das 2003 im Slum La Vega ausgeführt wurde, hat diesen Preis für Social Design Pioneers gewonnen. Alfredo und ich haben Marjetica, die ihre Objekte bis zu diesem Zeitpunkt nur in Galerien realisiert hatte, für sechs Monate nach Caracas gebracht, um mit uns in einem Team mit einer jungen israelischen Architektin und einer Gruppe von Aktivisten aus dem Slum La Vega dieses Projekt zu entwickeln.

Unser Interesse war es, die Kanäle der westlichen Kunstwelt verknüpft mit dieser Laborsituation der südamerikanischen Stadt zu nutzen

– dieses Projekt, das im Kontext von Marjeticas Arbeit üblicherweise

seiner Funktion und seiner Nutzer beraubt als Objekt in Galerien steht, in einem Slum zu produzieren. Das hieß auch, Marjeticas gewohnte Vorgangsweise, ein gefundenes Objekt in die Galerie zu übertragen, aufzugreifen und im Kontext ihrer Arbeit umzukehren. Selbstverständlich wird diese Arbeit als solche im Slum nicht als Werk einer Künstlerin wahrgenommen, es hat aber unbemerkt zu einem Umdenken geführt. So haben wir dieses Projekt und seine Nutzer über ein Jahr betreut und eine Lizenz des staatlichen Umweltministeriums für diese alternative sanitäre Lösung erhalten. Die Jury des Curry Stone Design Prize hat das Projekt aber leider nicht verstanden und auch nie die Urheberschaft im Kontext ihrer Tragweite wahrgenommen. Das Projekt wurde auch nie von Marjetica

Potrč mit den entsprechenden Hinweisen zur Urheberschaft versehen, noch hat Marjetica danach wieder in der realen Welt gearbeitet. Die echten Möglichkeiten, das Potenzial von Kollaboration auszuschöpfen, wurden und werden also nach wie vor übersehen – das echte Projekt eines Umdenkprozesses mit der medialen Verwertung eines Endprodukts verwechselt und gleichgesetzt. Eine im traditionellen Marketing nach Sichtbarkeit und sozialem Engagement suchende Organisation betrügt sich und die kleine Gemeinde in La Vega, die von dieser Anerkennung und dem erwähnten Preis weder vom Koautor erfahren noch etwas von der Preissumme erhalten hat. Diese Anekdote weist darauf hin, wie wenig ernst der Wille zu echter Kooperation ist und wie unterschiedlich die westlichen Standards von Autorschaft auf die südlichen Partner angelegt werden. Mangels Bereitschaft, die Arbeit von lokalen Stakeholdern und NGOs wirklich ernst zu nehmen, wurden hier wichtige Prinzipien von Kooperation aufs Größte verletzt. Für uns im U-TT illustrierte dieses Beispiel ein bestehendes Missverständnis und wie weit das Interesse an dem, was heute tatsächlich bei den Menschen in den Slums passiert, dieses Nord-Süd-Verhältnis belastet.

Creative Commons (CC) ist für uns im Urban Think Tank und viele andere unserer Freunde, die im Süden arbeiten, eine Flucht nach vorn, ein Schutzmechanismus.

Deshalb bieten wir CC auch für unser Gimnasio Vertical an, das derzeit in New York vom Smithsoni-

Informelle Siedlungen sind hoch organisierte und vernetzte Systeme. U-TT versteht sich als Initiator von Prozessen und seine Projekte als Prototypen, die jedem als Vorlage zur Vervielfältigung zur Verfügung stehen. Das Gimnasio Vertical stellt U-TT als Creative Commons zur Verfügung.



<sup>1</sup> <http://slumlab.org>  
<sup>2</sup> <http://designothergo.org/cities/solutions/vertical-gym-gimnasio-vertical>  
<sup>3</sup> [http://www.u-tt.com/projects\\_CoreSustainable.html](http://www.u-tt.com/projects_CoreSustainable.html)  
<sup>4</sup> <http://www.othermarkets.org>

an Cooper-Hewitt National Design Museum in der UN gezeigt wird. Alfredo und ich haben aber keine Illusionen, dass sich am Verhältnis zwischen Norden und Süden etwas fundamental ändern wird, abgesehen von den wirtschaftlichen Verschiebungen, die unsere Aufmerksamkeit heute nachhaltig auf die Städte des Südens wie Caracas, Sao Paulo oder Mumbai lenken, in denen Urban-Think Tank mit Gleichgesinnten seit nun mehr als 15 Jahren arbeiten.

PM: Vielleicht lässt sich das Bemühen, mit diesen Schwierigkeiten umzugehen, doch auch in eine Chance verwandeln, ungleiche Kräfte zu einem fruchtbaren Zusammenspiel zu bewegen. Für diesen Schritt braucht es natürlich immer eine Reihe von Spokespersons, also Individuen oder Initiativen, die kollektive Anliegen artikulieren helfen, was sich ja auch in eurer Arbeit ausdrückt. Mir erscheint der Zugang zur Komplexität des Urbanen daher in gewisser Hinsicht eine Frage der Formate zu sein, die wir entwickeln, wobei jedes Format seine eigenen, immanenten Vorteile und Möglichkeiten besitzt. Wir bemühen uns beispielsweise in unserer aktuellen Forschung zur Transurbanisierung durch informelle Ökonomien Plattformen für möglichst unterschiedliche Beiträge zu schaffen, die dann in einer größeren Perspektive zusammengebracht werden können. Ist nicht eure vielverzweigte Praxis, einschließlich eurer Aktivitäten im Zuge des gemeinsamen Lehrstuhls an der ETH Zürich, auch eine solche Plattform für das Vernetzen unterschiedlicher Artikulationen, also ein Werkzeug der globalen Mobilisierung und Vervielfältigung urbaner Ansätze?

AB/HK: Ja, denn wir müssen den ganzen Prozess der Produktion von Stadt neu überdenken, von der Bodenbeschaffung bis zur Typologie von Gebäuden. Bei Dispositionen des Wohnens ist der Westen kein Beispiel mehr, sondern eher ein Beobachter. Wir nennen das South-South-Kooperation, denn der Umweg über den Nordwesten scheint nur noch ein kommunikativer, um die Medien zu bedienen, die an solchen Phänomenologien interessiert sind, diese aufzeichnen und verbreiten, ohne sie verstehen zu wollen oder eingreifen zu können. Das ist die Dokumentation oder Reportage, wie wir sie aus der Filmindustrie kennen; das ist konsumieren, ohne zu produzieren – Zuschauer am Fließband urbaner Produktion. Santa Cruz del Este, San Augustin, Los Teques, Petare, Vargas etc. Projekte 1:1 zum Anfasen zu präsentieren funktioniert einmalig. Die theoretische Diskussion heben wir uns für die Kollegenschaft und die Studierenden im internationalen Kontext auf. Das sind zwei völlig voneinander getrennte Handlungsebenen, die jedoch wie die zwei Seiten einer Medaille miteinander verbunden sind. Als wir uns damals etwa mit Trockentoiletten in Caracas beschäftigten, hatte das keinen unserer Kollegen interessiert. Wir könnten also ganz leicht ohne die Überzeugungsarbeit im Gremium auskommen, um uns mit etwas zu befassen. In unserer Arbeit hat sich aber die Kommunikation, wie etwa mit diesem Beitrag hier, verselbstständigt. Sie dient dem Zweck, zu animieren und zu motivieren, und das gelingt insbesondere mit einer jungen, kommenden Generation von Architekten und Städtebauern. Der Diskurs, den wir führen, kommt ohne Konfrontationen mit konkurrierenden Standpunkten aus, weil wir uns mit dem Interesse und der Arbeit in Slumzonen, in denen wir das urbane Experimentierfeld des 21. Jahrhunderts realisieren wollen, außerhalb der Konkurrenz befinden. Ganz im Gegenteil ist jeder, der Interesse hat, eingeladen mitzumachen. Diese Situation ist also gegenläufig zum Wettbewerbsbetrieb der westlichen Architekturdebatte, wo man im Futterneid um Projekte exklusiv und nicht integrativ operiert.

Wir arbeiten mit unseren Teams nicht an zehn Projekten für einen Ort, sondern mit zehn Projekten für zehn oder vielleicht 100 Orte. Wo nichts existiert, ist alles möglich.

## Verdichtung unserer Städte | Stadtentwicklung im Sinne einer innerstädtischen Verdichtung im Großen

**Karin Lischke**  
 Abschluss 1996 Universität  
 der Künste / Berlin, Zivil-  
 technikerin seit 2008, 2011  
 Initiatorin der Initiative  
 Stadtbambulanz bzw. der  
 Experimentdays 01.Wien  
 in Kooperation mit der  
 Initiative Gemeinschaft-  
 lich Bauen und Wohnen.

Ein Ziel der Wiener Stadtplanung auf Basis des STEP05 ist, ungenutzte, innerstädtische Flächen – vor allem im Nahbereich bestehender bzw. zukünftiger Anbindungen an das öffentliche Verkehrsnetz – städtebaulich zu entwickeln. Die Beispiele, die derzeit im Bau oder in Entwicklung sind und große innerstädtische Areale überbauen, sind beispielsweise das Gebiet Hauptbahnhof Wien, Erdberger Mais, das Planungsgebiet Arsenal, die Aspanggründe und das alte Nordbahnhofgebiet. Auf diesen ursprünglich den ÖBB gehörenden, sehr zentral gelegenen Flächen werden durchweg großmaßstäblich Wohn- und Bürobauten in Kombination mit sozialen und gewerblichen Einrichtungen umgesetzt. Eine Fortsetzung dieser Entwicklung ist nur gegeben, so lange es Flächenreserven dieser Art innerhalb der hier sogenannten Bestandsstadt (= gewachsene Stadt) gibt, deren direkte Nähe zu den neuen Wohn- bzw. Arbeitsarealen einen erheblichen Teil zu deren Attraktivität beiträgt.

Diese Attraktivität ist mit den Stichworten  
 einer gewachsenen sozialen und funktionalen  
 Infrastruktur kurz umrissen.

Da diese beschriebenen und hoch attraktiven Reserven im Stadtraum

endlich sind, entstehen viele Wohnprojekte in peripheren Lagen, häufig ohne im Vorfeld die gewünschte Stadtentwicklung mithilfe städtebaulicher Wettbewerbe oder anderer qualitativer Planungsszenarien ausgelotet zu haben. Die hohen Anforderungen an eine sinnvolle Stadtentwicklung, die über infrastrukturelle Überlegungen hinaus an die Bestandsstadt anknüpfen können muß, erfordert die Definition städtebaulicher Rahmenbedingungen mit entsprechenden Identifikations- und Ankerpunkten.

### Stadtentwicklung im Sinne einer randstädtischen Verdichtung

Ein Großprojekt, das seit geraumer Zeit mit erheblicher Anstrengung verfolgt wird, um diesen Anforderungen einer komplexen Stadtentwicklung gerecht zu werden, ist die Seestadt Aspern. Als Randstadt-Neugründung am Ende der U-Bahnlinie 2 wird auf Basis eines Masterplans ein in sich funktionierender neuer Stadtteil gebaut. Die Stadt Wien hat mit der Stadtentwicklungsgesellschaft Aspern eine 100-prozentige Tochter gegründet, die sich um die Vermarktung und Entwicklung der dortigen Flächen bemüht. Es werden besondere Wettbewerbsverfahren erprobt und entwickelt und Grundlagen der Stadtentwicklung diskutiert, die der Souverän sich in der Stadt nicht mehr leisten kann oder an deren Umsetzung er innerstädtisch schlichtweg scheitert.

Die Pioniere des Bauens sind bezeichnenderweise auch Baugruppen, denen im Herzen des neuen Stadtteils attraktive Grundflächen zugewiesen wurden, um mithilfe dieser Initiativgruppen ein Stück neue Stadt zu bauen.

### Stadtentwicklung im Sinne einer innerstädtischen Verdichtung

Stadt, wie man sie kennt und schätzt, meint gewachsene Stadt. Deren Attraktivität gilt es zu erhalten und teilweise überhaupt (wieder)herzustellen. Die Problemstellen sind zahlreich und erfordern viele verschiedene Lösungsansätze. Die Bemühung, die Qualität der bestehenden Stadt zu heben, muß viele Aufmerksamkeiten erfahren. Die Anstrengungen der letzten Jahre lassen sich in Wien in Teilbereichen des Gürtels erkennen und suchen über dezentrale Arbeitsgruppen wie die Agenda 21 oder die Gebietsbetreuungen kleinteilig Projekte umzusetzen. Auch Sanierungsunterstützungen für Eigentümer in einkommensschwachen Gebieten sind wichtige Anreize, Aufmerksamkeit auf diese Stadtteile zu lenken.

Auffällig ist, wie wenig Wert eine Stadt wie Wien auf innerstädtische Neubauten legt, die auf Basis eines ordentlichen Wettbewerbsverfahrens zeitgemäße Architektur für die Stadt sichtbar werden lassen. Auch ist bisher kaum offensichtlich, daß der Souverän der großen Vielfalt und Vielzahl der kleinen und mittleren Architekturbüros sein Vertrauen ausspricht und sie über Wettbewerbe zur Mitarbeit auffordert.

Zwei Themen, wo ein hohes Potenzial für eine langfristig positive innerstädtische Entwicklung zu suchen ist, sind weiterhin Dachausbauten und sinnvolle Nutzungskonzepte für die massenhaft brachliegenden Erdgeschoßzonen.

Wenn man hier eine sinnvolle Entwicklung erreichen will, müssen neue Ideen und Handlungsanweisungen bis tief in die Behörden hinein kommuniziert werden. Das Dach ist derzeit fast nur noch für die gehobene Wohnklientel finanzierbar. Das Erdgeschoß wird gerne für Garagen zweckentfremdet. Das ist verfehlte Planungspolitik.

Der Wunsch nach fußläufiger Erreichbarkeit, grünen Straßenzügen und gutem öffentlichem Nahverkehr gehört zum kleinen Einmaleins der üblichen Forderungen, wenn es um innerstädtische Lebensqualität geht. Lebendige Erdgeschoßzonen sind daher die logische Konsequenz dieses Forderungskatalogs. Die in den letzten Jahren stark gestiegenen

Durch die Beleuchtung der an die Seilbahn angrenzenden Wege und Gassen sank die Kriminalität deutlich.



Das Projekt Mitterndrin von gaupenraub soll in Zukunft Studenten und Obdachlosen gleichermaßen Wohnraum bieten.

Anforderungen an ökologische Lebensführung, die Versorgung mit frischen Lebensmitteln, zusätzliche Angebote für die Kinder- oder Altenbetreuung sind hohe Ansprüche einer städtischen Klientel. Im Rahmen eines neu anzustößenden, experimentellen Wohnbaus könnten Lösungen innerhalb der Bestandstadt auf Dächern und in den Erdgeschossezonen gesucht werden. Die Wünsche, die heute durch eine kleine gesellschaftliche Gruppe vorangetrieben werden, bergen Lösungsansätze für morgen.

Es sind aber nicht nur besondere Wünsche, die viele der heute 30- bis 40-jährigen umtreiben, sie bringen auch ein besonderes Engagement mit, diese Wünsche in die Tat umzusetzen. In Zeiten knapper werdender Mittel der öffentlichen Hand sollte die Aufmerksamkeit mehr auf diese schlummernden Energien gerichtet und die Frage gestellt werden, welcher Hilfsmittel es bedarf, um diesen Ideen den nötigen Spielraum zu verschaffen.

#### Kooperativ Stadt bauen

Ein mögliches Ziel ist die Zusammenführung von Stadtaktivisten sowie Akteuren aus Forschung, Verwaltung und lokaler Wirtschaft, um gemeinsame Strategien zum Umgang mit urbanen Problemfeldern von dem üblichen „top-down“-Handeln in einen partizipativen Prozess zu verwandeln.

#### Baugruppenprojekte

Ein Ventil für diese neuen Ansätze waren in den letzten Jahren ansatzweise die sogenannten Baugruppenprojekte. Der Schwerpunkt derjenigen, die sich hier engagieren, Experten wie Laien, liegt auf Förderung, Erhalt und Weiterentwicklung einer Vielfalt an kooperativen, ökologischen und bezahlbaren Wohnformen in der Stadt als wesentlicher Beitrag zu den Kulturen einer nachhaltigen Stadtentwicklung. Die Schaffung von Lebensraum, der den heutigen Anforderungen des Erwerbslebens entspricht, der leistungsfähig und funktionierende Nachbarschaften eingebettet ist, gehört zu den entscheidenden Motivationen, warum sich Menschen auf die Suche nach

Baugemeinschaften in der Stadt begeben. Die Idee, als Gruppe zu bauen, sucht nach einer zufriedenstellenden Lebensform in der Stadt, die eine Alternative zur Anonymität der Mietskasernen und dem Heer der Einfamilienhäuser vor der Stadt sein will.

#### Plattform und Vernetzung der Stadtaktivisten

Im November 2011 hat es in Wien zum ersten Mal eine Projektbörse für Baugruppenprojekte gegeben. Die Idee ist, interessierte Bürger und Stadtaktivisten mit Planern und Architekten zusammenzuführen, um die Eigeninitiative und die Einmischung in die Agenden einer gewünschten Stadtentwicklung zu befördern. Die Idee ist außerdem, eine Plattform für die unterschiedlichen Ansätze des gemeinsamen Bauens zu gestalten, vor der sich die Diskussion der vorab beschriebenen Ansätze entwickeln kann. Es gibt positive Beispiele in Europa, die als Best-Practice-Projekte Vorbild sein können und Strategien aufzeigen, wie Eigeninitiativen von Einzelpersonen im Interesse der Stadt positive Energien entfalten. Es ist notwendig zu erkennen, dass Wohnprojekte unter den richtigen Rahmenbedingungen in die Selbstverwaltung entlassen werden können. Die Beispiele verdeutlichen, dass guter Städtebau entsteht, wenn sich Gruppen finden, die in Kooperation mit Experten durchdachte Projekte entwickeln.

#### Initiativgruppen können soziale Verantwortung übernehmen und in Eigenverantwortung Stadt bauen.

In jeder Stadt gilt: Leerraum bedeutet Kreativraum. In einer Stadt wie Wien wird gerne behauptet, dass in der Stadt kein Platz mehr ist, um die Aussage zu umgehen, dass man die begehrten Flächen der Stadt zu gerne den Investorenprojekten überlässt. Es gibt jedoch diesen Leerraum in der Stadt, und es geht daher immer auch um die Fragestellung, wo Leerraum für Experimente zur Verfügung steht. Die Frage, wie die bestehende Stadt sinnvoll einer Konversion unterzogen werden kann, sollte mehr öffentlich diskutiert werden. Die Entwicklung neuer Ansätze für Nutzungsvereinbarungen zwischen Stadt und Initiativgruppen, die Eigenverantwortung ermöglicht, sollte weiter thematisiert werden. Diejenigen, die ihre Energie und ihr Wissen in zukünftige Stätten des Gemeinwohls investieren wollen, verdienen jedenfalls seitens der Stadt Anerkennung und empathische Unterstützung.

#### Das Baugruppenprojekt als Baustein der Stadtentwicklung

Zentrale Eigenschaften von Baugruppenprojekten sind Partizipation und Selbstbestimmung in allen Belangen des Bauens. Qualitäten, Ziele und das gewünschte soziale Miteinander werden in demokratischen Prozessen verhandelt. Baugruppen, die auf Initiativgruppen basieren, stehen für Individualität und Selbstverantwortung und stellen hohe Ansprüche an alle Beteiligten. Dafür können Baugruppen Wohn- bzw. auch Arbeitsraum, der den Bedürfnissen eines

**Infos zu Baugruppen:**  
www.stadtambulanz.at  
www.experimentdays-wien.at (alle Links zu den Teilnehmern der diesjährigen Projektbörse Experimentdays 01 Wien vom 18. - 20.11.2011)  
www.gemeinsam-bauen-wohnen.org

modernen Erwerbslebens entspricht, häufig kostengünstiger realisieren. Selbst organisierter Wohnbau der Baugruppen ist so vielfältig wie die Menschen, die hinter ihm stehen.

Ein Beispiel ist das aktuell in Planung befindliche Projekt VinziRast MITTENDRIN vom Planungsbüro gaupenraub, das von einer Philosophie des Gemeinsamen von Anfang an getragen wird.

Die stadträumliche Lage mitten im 9. Bezirk in der Währingerstraße ist Programm für die Haltung, für den Namen und für die Architektur des Gebäudes. Die Struktur des Bestandsgebäudes wird weitestgehend erhalten bleiben. Das markant in die Währingerstraße vorspringende Gebäude dient so weiterhin als Identifikationsanker im städtischen Umfeld und funktioniert auch dadurch als Bindeglied zwischen seinen Bewohnern und der Stadt. Das Erdgeschoß mit öffentlichen Nutzungen verzahnt sich mit der Stadt. Im Untergeschoß und in den oberen Stockwerken orientieren sich halböffentliche Nutzungen ebenfalls zur Hauptfassade der belebten Währingerstraße. In die Tiefe des Grundstücks entlang der Lackierergasse wird es privat: Leben in WG mit Gemeinschaftsräumen zum Hof.

Das Architekturbüro gaupenraub findet eine Form der Verdichtung in der Bestandsarchitektur durch ein sensibel ausformuliertes erstes und zweites Dachgeschoß, das im Entwurf viel verspricht und von vornherein die besondere Idee verfolgt, diesen attraktiven Ort allen zur Verfügung zu stellen.

Im Zuge der Studentenproteste im Herbst 2009 trafen Studierende auf obdachlose Menschen, die Zuflucht im AudiMax fanden. Aus der Begegnung entwickelte sich eine intensive Zusammenarbeit, die auch nach der Protestbewegung fortgesetzt werden wollte: Die Idee einer Tagesstätte mit Wohneinheiten für obdachlose Menschen und Studierende hat zu einer Kooperation mit dem Verein Vinzenzgemeinschaft St. Stephan, der sich bereits mit einer Notschlafstelle und Wohnungen obdachloser Menschen annimmt, ausgeweitet.

So entsteht ein wertvoller Baustein einer Stadtentwicklung, die durch qualitativvolle Architektur ein Gebäude der Stadt zurückgibt.■

www.erstebank.at www.sparkasse.at

„Ziviltechniker stehen gerne auf sicheren Beinen.“  
Martin Wohlich, Erste Bank und Sparkasse

„Mit einer Bank, die für die finanzielle Statik sorgt.“  
Petra Kern, Erste Bank und Sparkasse

**ERSTE BANK** **SPARKASSE**  
In jeder Beziehung zählen die Menschen.

Hinter jedem erfolgreichen Ziviltechniker steht eine starke Bank. Ob private oder berufliche Finanzen – unsere Kundenbetreuer liefern rasch und kompetent maßgeschneiderte Lösungen für Ihre Bedürfnisse. Vereinbaren Sie einen Beratungstermin in Ihrer Filiale oder unter 05 0100 - 50500.

# Die Stadt |

## Von der Polis zur Metropolis

**Elisabeth Lichtenberger**, 1925 in Wien geboren, wurde 1972 als erste Frau in Österreich auf ein Ordinariat für Geografie berufen, 1987 zum wirklichen Mitglied der ÖAW gewählt und 1999 in die Kurie für Wissenschaft und Kunst aufgenommen. Ihre Mitgliedschaften in der Academia Europaea, der British Academy, den Geographischen Gesellschaften von Österreich, Ungarn und Italien sowie in der Royal Geographic Society zeugen von ihrem internationalen Renommee.

**Polis** (πόλις, Stadt, Staat) bezeichnete ab dem 8. Jh. v. Chr. urbane Agglomerationen. Mit der Herausbildung der für das antike Griechenland charakteristischen politischen und gesellschaftlichen Strukturen bezeichnete der Begriff der Polis auch das griechische Gemeinwesen.

**Metropolis** (μητρόπολις, Mutterstadt einer Kolonie) bezeichneten die Griechen eine Stadt, von der aus eine Koloniegründung unternommen wurde. In der Regel behielt die Metropolis politische und wirtschaftliche Autorität gegenüber der Kolonie. Eben dieser Einfluss auf eine Region oder einen Gesellschaftsbereich charakterisierte die Metropolen noch heute.

**Agora** (ἀγορά, Marktplatz, Markt) diente in der Polis nicht nur als zentraler Handelsplatz, sondern war auch Versammlungsort der Bürgerschaft und Schauplatz religiöser Feste.

**Isonomie** (ἰσονομία, Isonomia) bezeichnete die politische Gleichheit der Vollbürger der griechischen Polis und war somit ein essenzieller Bestandteil der antiken Demokratie.

Die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen von Städten, wie sie im Titel „Von der Polis zur Metropolis“ plakativ gewählt wurde, verbirgt das historische Faktum, dass in den antiken Stadtkulturen bereits zwei Grundpfeiler für die Auffassung des Begriffs der Stadt im europäischen Raum bestanden haben: die griechische Polis und die Metropole, realisiert in Rom, dem Zentrum des römischen Imperiums.

### Die griechische Polis

Zuerst sei auf die Frage eingegangen, inwiefern die antike Polis prägend für die Auffassung vom Begriff der Stadt im europäischen Raum gewesen ist. „Die Faszination, die bis heute von der Polis ausgeht, hat mehrere Gründe. Sie liegen erstens in der ganz außerordentlichen Entfaltung von Kultur und Wissenschaft dieser erstaunlich kleinen griechischen Stadtstaaten“, von denen keine die Einwohnerzahl von 100.000 Menschen, damit die Untergrenze von modernen Großstädten, erreicht hat. Bezieht man sich auf die Angabe von Aristoteles, wonach Hippodamos von Milet für seine Idealstadt eine Bevölkerungszahl von 10.000 Männern angenommen hat, so war, anders ausgedrückt, für die antike griechische Großstadt eine Bevölkerungszahl von 20.000 bereits eine respektable Größe.

Für diese Größe hat die Polis das bauliche Vorbild der Stadtplanung geschaffen. Nach Platons Idealstadt erfolgte die Trennung der Funktionen in den heiligen Bezirk mit den Tempelanlagen, den öffentlichen Bereich der Agora in einer für uns Nachgeborenen ungeheuren Monumentalität der Bauten im öffentlichen Raum, die sich der horizontalen Dimension bedient hat, und den privaten Bereich des Wohnraumes der Stadt, für den das Prinzip der Isonomie galt, wonach bei der Neugründung einer Stadt gleich große Parzellen an alle Bürger vergeben wurden.

Auf den Plan von Milet von Hippodamos im 5. Jh. v. Chr. geht überdies der regelmäßige Grundriss zurück. Seit dem 6. Jh. wiesen die Städte Siziliens und Großgriechenlands rechtwinklige Straßenraster auf, die sich in Variationen seither über den Globus ausgebreitet haben. Die Vorstellung einer Gleichwertigkeit der Straßen wäre allerdings unrichtig. Es bestand zumindest eine zweistufige Hierarchie von Hauptstraßen und Seitenstraßen. Das mit diesem Baublocksystem verbundene Hofhaus ist allerdings keine griechische Errungenschaft, sondern findet sich auch in anderen Kulturräumen der Erde.

Auf die griechische Demokratie wird immer wieder Bezug genommen. Vergessen wird dabei die Doppelfunktion des Bürgers und Kriegers, die allerdings mehr als ein Jahrtausend später auch für die freien Reichsstädte des Mittelalters gegolten hat. Vergessen ist ebenso die gesellschaftliche Dreiteilung der Sozialstruktur mit den im inneren Kern der Städte wohnhaften Bürgern, der nach außen anschließenden Zone der Metöken, den Handwerkern und Gewerbetreibenden und schließlich den in die Haushalte der Bürger und Metöken integrierten Sklaven.

In den Stadtkulturen der Antike herrschte das absolute Primat der Öffentlichkeit mit rücksichtslosen Eingriffen in jene Sphäre, die wir heute als privat bezeichnen. Politisch untermauert wird dieses Prinzip durch die „Politeia“ des Aristoteles, worin die beiden Bereiche „oikos“ und „politeia“ als Begriff menschlicher Selbstverwirklichung herausgehoben werden. Der Staat umfasst die Gesamtheit der Bürger (vgl. oben). Für Aristoteles war er fundamental als die Familie und der Einzelne. Freilich war es im kleinen Raum einer Polis möglich, eine politische Öffentlichkeit zu entwickeln und zu behaupten. Die Ordnungsprinzipien in relativ kleinen Städten können jedoch nicht auf Metropolen übertragen werden! Last, not least: Die antike Polis war ein Stadtstaat, der keinen eigenen Bauernstand besessen hat, sondern in dem das

**Metöken** (μέτοικος, Ansiedler) waren Bewohner der griechischen Polis, die aufgrund ihrer fremden Herkunft aus dem Prinzip der Isonomia ausgeschlossen waren. Sie mussten den noch Steuern zahlen und Kriegsdienst leisten.

**Politeia** (πολιτεία, Staat, Staatswesen, Verfassung) Platon beschäftigte sich in seinem bedeutendsten Werk Politeia mit dem Begriff der Gerechtigkeit und wie diese umzusetzen sei. Er verdeutlichte dies im Konzept eines Idealstaats, in dem Könige Philosophen und Philosophen Könige sind.

**oikos** (οἶκος, Haus-/Wirtschaftsgemeinschaft) bezeichnete das private Wirtschaftsein. In dieser Sphäre folgte der Bürger seinen individuellen Belangen. Dementsprechend bildet der oikos das Gegenstück zur politeia und der Sphäre des öffentlichen Raums.

**Tabula Peutingeriana** ist die kartografische Darstellung der um 375 im römischen Reich bekannten Welt und des römischen Straßennetzes. Ihren heutigen Namen erhielt sie im 16. Jh. durch die Verbreitung einer Kopie des ausburger Juristen Konrad Peutinger.

**Panem et circensem** Der römische Satiriker Juvenal prägte in seinem Werk, in dem er die Entpolitisierung der Gesellschaft und Kritiklosigkeit den Feldherren und Beamten gegenüber anprangerte, viele noch heute gebräuchliche Sentenzen. Darunter auch Panem et circensem / Brot und Zirkusspiele.

Agrarland den Bürgern gehörte und von Hörigen bewirtschaftet wurde. Für die antike Stadt war somit ein rentenkapitalistisches System im Sinne von Hans Bobek kennzeichnend, welches von der orientalischen Stadt übernommen worden ist, während die Stadt des europäischen Mittelalters sich eine eigene ökonomische Existenz schaffen musste (vgl. unten). Die entscheidende Leistung der antiken Polis lag jedoch darin, dass sie politische Instrumente gefunden hat, um mit der grundsätzlichen Frage von Untergrenze und Obergrenze von Städten im Entwicklungsprozess von demokratischen Gemeinwesen fertigzuwerden.<sup>5</sup> Zunächst zur Untergrenze. Es zählt zu den immanenten Phänomenen der Stadtgeschichte, dass zahlreiche Städte nicht die notwendige Größe erreichten, um auf Dauer städtische Funktionen wahrnehmen zu können, und verkümmern. Die Griechen haben hierfür als Gegenmittel den Synoikismus, die freiwillige bzw. zwangsweise Zusammensiedlung von kleinen Siedlungen verwendet. Athen entstand nach der Legende dadurch, dass Theseus die Bewohner der kleinen Zentren von Attika überredet bzw. gezwungen hatte, sich um die Akropolis niederzulassen. Interessanterweise haben kommunistische Systeme teilweise eine ähnliche Politik betrieben.

Hinsichtlich der Obergrenze bestand die Regel einer Limitierung der Größe der Polis, wenn Städte zu groß für ihr Hinterland wurden. Hierfür wurde die Koloniegründung als Lösung verwendet. Meist vom Los bestimmt, zogen mehrere Gruppen von hundert bis zweihundert Männern in Ruderbooten aus, um in noch wenig entwickelten Gebieten eine Stadt zu gründen, zumeist nahe am Meer, auf einer Landzunge, damit ein Hafen gebaut werden konnte. Da diese Kolonisten zu ihren risikoreichen Unternehmen ohne Frauen aus der Mutterstadt wegschifften, mussten sie sich Frauen aus der lokalen Bevölkerung nehmen, was häufig durch Raub geschehen ist. Es ist daher nach Auffassung der Autorin einsichtig, dass durch den Mythos der Einführung der phönizischen Königstochter Europa durch Zeus die zur normalen Praxis der Koloniegründung gehörende Erbeutung von Frauen gleichsam eine höhere Weihe erhalten hat.<sup>6</sup>

Dank der Gründung von Tochterstädten durch bestimmte Mutterstädte entstand das griechische Stadtmuster

am gesamten Nordrand des Mittelmeeres. Als bekanntestes Beispiel sei Milet angeführt, eine der wichtigsten Mutterstädte, welche nach unterschiedlichen Angaben 79 bzw. 90 Tochterstädte gegründet hat.<sup>7</sup> Stadtgründungen haben bis zur Gegenwart herauf die Menschheitsgeschichte bestimmt. Besonders eindrucksvoll ist die Stadtgründungsperiode des Mittelalters in Europa gewesen. Hierbei wird meist von der „Ostkolonisation“ gesprochen, die vom deutschen Sprachraum aus nach dem Osten und Südosten des Kontinents ausgegriffen hat, während der südwestliche Flügel dieser Stadtgründungswelle nur wenig Beachtung findet, jedoch genauso wichtig war. Auf ihn gehen die sogenannten Bastides in Frankreich zurück und später die Gründungstädte der Reconquista in Spanien.

Schließlich hat die „Europaisierung“ der Erde, de facto die „erste Globalisierung“, die Stadttypen der Kolonialmächte über den Globus verbreitet. Mit Zusammensiedlungen beziehungsweise als Neugründungen haben sich im 19. und im 20. Jahrhundert die Industriestädte ausgebreitet.

### Die Metropole Rom

Nach diesem Vorgriff mit dem Thema von Stadtgründungen wieder zurück zur Antike. Hier führt auch der zweite Typus von Stadt, der die Leitfigur der Gegenwart darstellt: die Metropole. Rom bietet das Beispiel.<sup>8</sup>

Das Römische Imperium rings um das Mare Nostrum, das Mittelmeer, beeindruckt uns Nachgeborene durch die Dreierheit der Leistungen von Stadtgründungen, den Bau von Fernstraßen und die weitflächige Agrarkolonisation, welche die ökonomische Voraussetzung der Stadtgründungen war. Von diesem römischen Städte- und Straßensystem bietet die Tabula Peutingeriana noch eine gewisse Vorstellung.

Bei den römischen Städten beeindruckt die Dominanz der Öffentlichkeit in den Bauten, den zahllosen Tempeln, Theatern, Bädern, Arenen und Amphitheatern ebenso wie die Reste der Wasserleitungen, Kanalisationsanlagen, Verproviantierungseinrichtungen und Fortifikationen. Die öffentliche Kontrolle des Straßenraumes und Verkehrs war im Detail geregelt, wie wir von Rom wissen. Insgesamt wurde der technische Standard der Städte im Römischen Reich erst wieder am Ende der Gründerzeit in Mitteleuropa erreicht. Nicht erreicht wurde bis heute der luxuriöse Standard des Wohnens in der Villenkultur, wenn man von 5 Stern-Wohlfühlhotels abstieht.

Die Unterschiede zwischen den klassischen griechischen und den römischen Städten sind fundamental. Nirgends in der griechischen Stadt findet sich die markante hierarchische Ordnung des Raumes, welche die

römische Stadt kennzeichnet, nirgends die Gliederung nach Nachbarschaften und sozialen Klassen, wie sie die Ausgrabungen in Pompeji klar dokumentieren.

In Rom ist der Dualismus zwischen einer enormen staatlichen Investition in die technische Infrastruktur und dem Rentenkapitalismus des Mietwohnbaus besonders eindrucksvoll gewesen. Ende des 3. Jh. n. Chr. bestanden in Rom 44.300 insulae, d. h. mehrgeschößige Miethäuser, bei einer geschätzten Einwohnerzahl von 1 Mio., d. h. im Durchschnitt haben nur wenig über 20 Personen in einem Miethaus gewohnt. Von Massenmiethäusern, wie sie die industrielle Revolution in Europa und schließlich weltweit geschaffen hat, kann also nicht die Rede sein. Sehr wohl ist aber darauf hinzuweisen, dass die perfekte staatliche Infrastruktur von den Eigentümern der Miethäuser nicht in deren dritte Dimension weitergeleitet worden ist. Analog zu der im 19. Jahrhundert aus Paris bekannten sozialen Differenzierung in der Vertikalen ist Ähnliches bei den römischen Miethäusern anzunehmen, von denen überdies immer wieder Einstürze aufgrund mangelhafter Materialien berichtet wurden. Die Verslumung, wie sie in vielen Metropolen, vor allem in den Entwicklungsländern, in der Gegenwart stattfindet, gehörte bereits zum römischen Mietshauswesen. Mit dem Verfall des Römischen Reiches und dem Verfall der großen staatlichen Infrastruktureinrichtungen ist auch ein viertelweiser Verfall Hand in Hand gegangen. Genauere Untersuchungen fehlen bisher.

Zur Zeit des Höhepunkts des Römischen Reiches war Rom in eine Vielzahl von sozialen und ethnischen Vierteln gegliedert. In diese hatten sich die sozialen Aktivitäten verlagert. Plätze mit Springbrunnen und öffentlichen WC-Anlagen bildeten die Treffpunkte mit anschließenden Bädern, Ladenstraßen und Versammlungshäusern.

Hervorhebung verdient auch die „Festivalsierung“, welche bedeutender war als heute. Jeder Kaiser musste unter dem Druck der aus allen Teilen des weiten Reiches nach Rom strömenden Bevölkerung neue riesige Bauten für immer spektakulärere Massenveranstaltungen bauen. Die Größe des Circus Maximus mit 250.000 Sitzplätzen ist seit her nicht mehr erreicht worden. Von den Benefizien von „Panem et circensem“ profitierten rund 15 Prozent der multikulturellen römischen Bevölkerung. Dieser Anteil einer komplett vom Staat erhaltenen Bevölkerung war somit höher als in europäischen Wohlfahrtsstaaten der Gegenwart.

<sup>1</sup> Elisabeth Lichtenberger: Die Stadt. Von der Polis zur Metropolis. WBG Darmstadt, 2. Auflage, S. 13.  
<sup>2</sup> Ebenda. S. 13.  
<sup>3</sup> Ebenda Abb. 1,3, S. 15.  
<sup>4</sup> Hans Bobek: Zum Konzept des Rentenkapitalismus. Tijdschrift voor econom. en sociale geografie, 95, 1974, S. 73 – 78.  
<sup>5</sup> Elisabeth Lichtenberger: Die Stadt. S. 13.  
<sup>6</sup> Elisabeth Lichtenberger: Europa und das Meer. Vom Mythos und der Allegorie zur Politik. In: Almut-Barbara Renger u. Roland Alexander Höfler (Hg.): Europa – Stier und Sternenkranz. Von der Union mit Zeus zum Staatenverbund. Bonn University Press 2009, S. 365 – 381, 4 Abb.  
<sup>7</sup> K. J. Hölskamp: The Polis and its Spaces – the Politics of Spatiality. 2004. Ordia Prima 3, S. 25 – 40.  
<sup>8</sup> Elisabeth Lichtenberger: Die Stadt. S. 17.  
<sup>9</sup> Elisabeth Lichtenberger: Europa. Geografie, Geschichte, Wirtschaft, Politik. WBG Darmstadt 2005, S. 188 ff.  
<sup>10</sup> Elisabeth Lichtenberger: Die Stadt. Abb. 1.12. Ansicht von Siena 1,340, S. 23.  
<sup>11</sup> Elisabeth Lichtenberger: Europa. S. 176.  
<sup>12</sup> Elisabeth Lichtenberger: Die Stadt. S. 279.  
<sup>13</sup> Elisabeth Lichtenberger: Die Stadt. S. 254.

**Urban Sprawl** • bezeichnet die unkontrollierte Zersiedlung urbaner Räume durch flächiges Stadtwachstum in der Peripherie.

## Die Transformationsprozesse der europäischen Stadt aufgrund der Abfolge der politischen Systeme

### Nord-Süd-Unterschiede <sup>9</sup>

Der Zerfall des Römischen Reiches war mit einer weitgehenden Zerstörung des römischen Städtewesens verbunden. Eine flächige Entstädterung war die Folge, ebenso ein kompletter Verfall der technischen Infrastruktur, der Wasserleitungen, Fernstraßen usw. Von der baulichen Substanz der Städte haben sich zumeist nur die Standortkontinuität und in einigen Städten die Grundrisse erhalten. Nichtsdestoweniger ist aufgrund der historischen Grenzen des Römischen Reiches in Europa im Mittelalter ein Nord-Süd-Unterschied des Städtewesens entstanden, der bis heute nachwirkt.

Die für „das karolingische Abendland“ kennzeichnende Siedlungsdrehheit von Stadt, Burg und Dorf fehlt im Mediterranraum ebenso wie das dreigliedrige Sozialsystem von Bürgern, Rittersn und Bauern. Im Süden verblieb der ländliche Raum, der contado, im Besitz der Stadt und mit dem Sesshaftwerden der Landbesitzer wurde aus dem ländlichen Raum der Wohnturm als Geschlechterturm in die Stadt importiert und in den Baublocken der römischen Stadtreise in Konkurrenz zur Vertikale der Kirchen aufgetürmt. Diese imposante Bauform des Wohnturms beendete ihre Karriere allerdings sehr schnell, als die mächtiger werdenden Stadtrepubliken den urbanisierten Ländel zwangen, seine Türme abzutragen.<sup>10</sup>

Im Sozialsystem unterscheidet sich die mittelalterliche Stadt grundsätzlich von der antiken, und zwar erstens durch die Abschaffung der Sklavenhaltergesellschaft mit der Einführung des Christentums und zweitens die besitzmäßige Trennung von Stadt und Land. Damit mussten sich die Städte im Handel und Gewerbe einen neuen virtuellen Lebensraum schaffen. Allerdings bestand auch in der mittelalterlichen Stadt eine Zweiteilung einerseits in Bürger und andererseits in nichtbürgerliche untere Schichten und „Fahrendes Volk“. Bei den Bürgern eskalierten vielfach sozioökonomische Konflikte zwischen den Ständen der Kaufleute und Handwerker.

Als Wehrringband war die Stadt in Viertel gegliedert und die freie Reichsstadt hat mit ihren umfassenden Funktionen in der Verteidigung, Rechtsprechung, der Kontrollfunktion über die soziale, ökonomische und bauliche Tätigkeit der Bürger als Vorbild des neuzeitlichen Staates gedient.

### Der Stammbaum der europäischen Stadt<sup>11</sup>

Mit der Abfolge der politischen Systeme haben sich die Konzeptionen von Stadt und städtischer Gesellschaft geändert. Der Stammbaum der europäischen Stadtypen demonstriert die Komplexität der Entwicklung.

War in der mittelalterlichen Bürgerstadt der Marktplatz die soziale Mitte der Stadt, so verschob sich diese in der Residenzstadt des absolutistischen Flächenstaates in Richtung auf den Herrscherpalast. Neue soziale Schichten – Adel, Beamte und Offiziere – bildeten die Eliten. Die zentralistische Staatsgewalt subordinierte Adel und Städte. Das Bürgertum wurde zum Teil in den großen Residenzstädten in den Vorstadtraum abgedrängt. In der Spätphase des Absolutismus erfolgte eine Delegation der gewerblichen Produktion an die Siedlungen des ländlichen Raums.

Der bereits ins Mittelalter zurückreichende architektonische Gegensatz zwischen weltlicher und kirchlicher Macht wird akzentuiert. Die kirchliche Organisation übernimmt die Symbolik der dritten Dimension: Der Staat bedient sich der horizontalen Repräsentation. Es entstanden neue wirtschaftliche Führungskräfte. Die Großhändler, Bankiers und Unternehmer des Manufakturwesens formierten sich zu einer „zweiten Gesellschaft“, die neben der „ersten Gesellschaft“ der Aristokratie wachsende politische Bedeutung gewann und sich in eigenen Stadtvierteln von Hof und Adel separierte.

Der Liberalismus brachte die Industrialisierung. Die Industriestadt brach mit der „sozialen Mitte“-Tradition. Ihre Schöpfung, die Fabrik, brachte ein von den Produktionsstätten ausgehendes zentrifugales Ordnungsmoment ins Spiel. In der britischen Stadt, in welcher

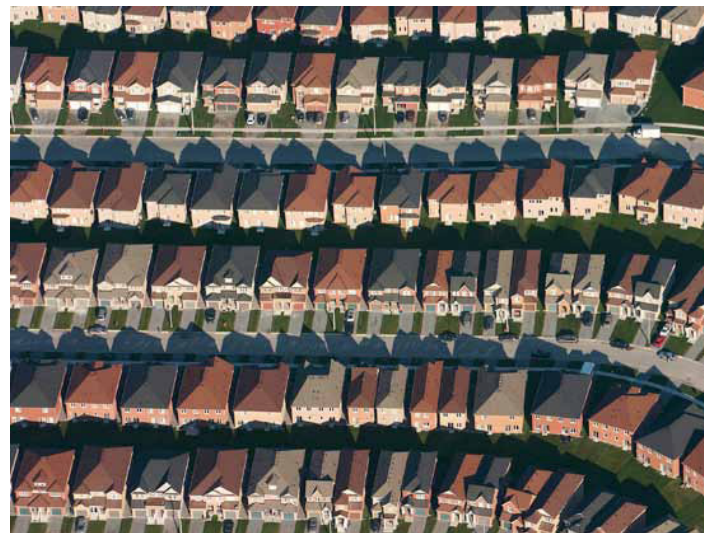
anders als in Kontinentaleuropa die Urbanisierung des Adels nicht stattgefunden hat, brachte die Industrialisierung die soziale Inversion, welche dann auch die Städte Nordamerikas bestimmt hat, während andererseits die lateinamerikanischen Städte das Soziale-Mitte-Konzept der Mutterländer beibehalten haben.

Großbritannien hat die Weichen für die Industrialisierung und die Verstädterung gestellt und gleichzeitig die schlimmsten negativen Auswirkungen erlebt. Die britischen Städte waren das empirische Fundament für den **Marxismus** und gleichzeitig der Anlass zur Suche nach einer Abhilfe, welche schließlich Ebenezer Howard mit dem Konzept der Neuen Stadt gefunden hat. Zweifelslos revolutionär war seine Forderung, dass sich Grund und Boden im Eigentum der Stadt befinden müssen, um die Entwicklung steuern zu können. Der große Erfolg der Idee der Neuen Stadt liegt in dem neuen Konzept der Stadtmittelpunkte. In der etablierten Industriestadt bildet die Wirtschaftskrise das Zentrum, dagegen liegen in der Neuen Stadt die zentralen Einrichtungen für die Bevölkerung in der Stadtmittelpunkte.

### Die Amerikanisierung der europäischen Stadt

Wir leben im amerikanischen Zeitalter. „Die USA erzeugen immer neue Innovationen, welche sich im Städteystem global ausbreiten: Wolkenkratzer, Mega-Malls, Event Cities, Gated Communities. Sie sind gleichzeitig der Trendsetter im Vorgang der Entstädterung, der Suburbanisierung und des **Urban Sprawl**, der Exurbanisierung. Ihre Metropolen sind durch das Entstehen von ethnischen Gettoagglomerationen und zentralen Stadtwüsten, weiters durch die Ausschließung der „underclass“ aus der Arbeitsgesellschaft und eine breite Palette von Erscheinungen der sozialen Desorganisation, von Obdachlosigkeit, Drogen sucht, Kriminalität bis zu einem neuen Analphabetismus gekennzeichnet.“<sup>12</sup>

Damit stellt sich die Frage, welche Grundstrukturen der europäischen Stadt erhalten bleiben werden beziehungsweise welche Konvergenz mit der Entwicklung der amerikanischen Städte zu erwarten ist. Drei Argumente stehen den Verfechtern einer eigenständigen Entwicklung zur Verfügung: In Europa ist der Raum eine knappe Ressource, die noch knapper werden wird. Nicht zu unterschätzen sind ferner die politischen Effekte des sozialen Wohlfahrtsstaates und des sozialen Disparitätenausgleichs und schließlich die der Zentrale-Mitte-Konzeption der Stadt.



Die USA haben dagegen von Großbritannien ein antiurbanes Leitbild übernommen. Dessen absolute Dominanz hat jedoch erst die staatliche Garantie für die Hypothekarkredite von Einfamilienhäusern in der Wirtschaftskrise der 30er-Jahre gebracht. Damit erfolgte der Startschuss für den Produktionszyklus von **Suburbia** mit Einfamilienhäusern im Verein mit der Autoindustrie und dem Autobahnbau. Die Basisideologie der weißen Mittelschicht aus der Kolonialzeit, „der gute Mann steht allein“, lässt sich auf „das gute Haus steht allein“ übertragen.

Anders als in Europa wurde die Stadt nicht zur sozialen Mitte der Gesellschaft. Dem Auszug der weißen Ober- und Mittelschicht in der Gründerzeit folgte die Industrie in der Zwischenkriegszeit. Die amerikanische Mittelschicht braucht die Stadt nicht mehr. Sie lebt in Suburbia. Getragen von der enormen Mobilität der Bevölkerung bewegt sich die suburbane Maschinerie der Aufschließung hinein in den exurbanen Raum. Sie führt alle benötigten Einrichtungen – Arbeitsstätten, Schulen, Krankenhäuser, Einkaufszentren, Sportplätze, Vergnügungsstätten – mit sich bzw. schiebt diese sogar vor sich her. Der Zensus 2001 registrierte die Kernstädte mit 32 Mio., Suburbia mit 53 Mio. und Exurbia mit 27 Mio. Wohneinheiten.

**Villegiatura** • Sommerfrische. Bereits die Bewohner der Städte des Römischen Reiches entflohen der Hektik der Großstadt auf Landsitzen.

**(Urban) Blight** • Als Urban-Blight-Phänomen wird der Verfall aufgebener Stadtregionen bezeichnet.

suburbanen Raum entstehen. Allerdings wird wohl auch in der Zukunft die großflächige Suburbanisierung nach nordamerikanischem Muster fehlen. In weiten Teilen Europas, darunter in Frankreich, Deutschland, Ostmittel- und Südosteuropa erfolgte vielmehr eine chaotische Urbanisierung in Form von Kleinaufschließungen mit Einzelparzellen und vielfach mittels Einsatz einer Selbstbauweise von Einfamilienhäusern. Beide Phänomene sind in Nordamerika unbekannt. Die kleinzügige territoriale Landkarte der Gemeindeautonomie fördert die parzellenweise Aufschließung und Verbauung. Phänomene der Unterernährung, der Extensivierung und des Brachfalls von Flächen, welche in Nordamerika die Ausmaße deutscher Bundesländer erreichen, fehlen. Eine Besonderheit Europas bildet das Zweitwohnungswesen, welches bereits auf die **Villegiatura** im Römischen Reich zurückgeht und als das europäische Pendant zur Exurbanisierung in Nordamerika aufgefasst werden kann.

### Die Stadt zwischen Herrschaft, Markt und technologischem Fortschritt

Max Webers Begriffspaar „Herrschaft und Markt“ bietet den Einstieg. Im säkularisierten Denken ist es als Staat und Markt zu interpretieren. Im Laufe der Stadtentwicklung hat sich das Verhältnis zwischen beiden mehrfach verändert. Im Römischen Reich unterlagen alle Bereiche der Wirtschaft der staatlichen Regulierung. Dabei profitierte das Stadtsystem enorm von den Investition des Staates. In den Stadtbünden des Mittelalters, der Hanse, und in den Stadtstaaten Italiens bildeten Markt und Herrschaft ebenfalls eine Einheit. Diese

Der Wunsch nach einem Eigenheim führt in nordamerikanischen Städten oft zu architektonischen Monokulturen.

„informelle Herrschaft“ der Stadt konnte sich jedoch gegenüber den absolutistischen Flächenstaaten nicht behaupten, welche die Stadt in ihre hierarchische Organisation eingliederten. Wieder gewann die politische Herrschaft die Dominanz gegenüber dem Markt. Erst der Liberalismus brachte eine gewisse Emanzipation des Marktes vom Staat, allerdings nicht in Europa, sondern in Nordamerika. Dies wird reflektiert durch die Symbolik der vertikalen Dimension der Stadt. Nur in Nordamerika wurden in der Stadtmittelpunkte in allen Metropolen die „Kathedralen Gottes“ durch die „Kathedralen des Kapitals“ ersetzt.<sup>13</sup>

Mit der Globalisierung der Wirtschaft und den neuen Informationsmedien werden die bisherigen Strukturen der Stadt infrage gestellt. Die Wirtschaft hat sich mit dem technischen Fortschritt des Individualverkehrs und des Internets gepaart. Sie braucht die Stadt nicht mehr. So lautet die These. Ihre einzelnen Bereiche, das Geschäftsleben, die Industrie, der Bürosektor, konnten sich von der Stadt separieren, Nordamerika bietet die Szenerie. Ein rasanter Prozess des Verfalls baulicher Substanz verbunden mit flüchtigem Neubau in der Weite des Raumes bildet die Grundlage dafür. Eine perfekte Industrialisierung der Bautätigkeit ist imstande, mit dem rasanten Wandel der Wirtschaft und der extrem hohen Mobilität der Bevölkerung mitzuziehen.

Anders in Europa. Auch für ihre Städte wird freilich langfristig entscheidend sein, ob der die Geschichte der europäischen Stadt bestimmende Prozess des sozialen und ökonomischen Wandels im baulichen Gehäuse in der geschlossenen Verbauung weiter in Gang bleibt oder wie in Nordamerika der Generationswechsel der städtischen Bevölkerung mit einem Neubau der Kubatur für die geänderten städtischen Funktionen einhergeht und dementsprechend auch von ausgehenden **Blight**-Phänomenen in den Arealen der aufgegebenen Funktionen begleitet wird. Dieses pessimistische Szenario hat jedoch wenig Wahrscheinlichkeit, da zusätzlich zu den oben angegebenen Kriterien für eine eigenständige Entwicklung der europäischen Stadt auch deren kulturelles Erbe für eine in Globalisierung begriffene Freizeitgesellschaft weiter an Wert gewinnen wird.



**Pilgram-Preis 2012** wird für herausragende Bauten, Platz- und Freiraumgestaltungen ausgeschrieben, bei denen eine beispielhafte innovative, gestalterische und technisch-konstruktive Anwendung von Naturstein im Mittelpunkt steht. Der Preis stellt Naturstein als einen Baustoff in den Vordergrund, der zur Gestaltung des öffentlichen Raums beiträgt und vorbildlich hinsichtlich der Rücksichtnahme auf Umwelt, Nachhaltigkeit und Energieeffizienz ist.

**Auslober:** Vereinigung Österreichischer Natursteinwerke (VÖN), Linz, in Zusammenarbeit mit der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten (BAIK), Wien

**Preisgeld:** Der Pilgram-Preis 2012 ist mit € 10 000,- dotiert.

**Jury:** Arch. DI Kathrin Aste, Innsbruck (Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten), Arch. DI Peter Kompolschek, Villach (Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten), Arch. DI Heinrich Eidenböck, Wien (Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten), KR Dr. Anton Helbich-Poschacher, St. Georgen (Vorsitzender Vereinigung Österreichischer Natursteinwerke), KR TR Franz Bamberger, Traiskirchen (Vereinigung Österreichischer Natursteinwerke)

**Abgabetermin:** 24.02.2012  
Die ausgezeichneten Arbeiten werden in vielfältiger Weise publiziert.

## Arch+Ing

Anmeldung und Abgabe:  
Bundeskammer der Architekten  
und Ingenieurkonsulenten, Rosa Frey  
T + 43 (0) 1 505 58 07-73 | [rosa.frey@arching.at](mailto:rosa.frey@arching.at)



### storage.manz.at

MANZ Solutions hat eine Lösung zur einfacheren und kostengünstigen Speicherung, Übermittlung bzw. Nachverfolgung von Daten im Internet für Unternehmen entwickelt: [storage.manz.at](http://storage.manz.at)

#### SAFE STORE

Der sichere Ort für Ihre Daten.

Die hochsichere Infrastruktur des BAIK-Archivs nutzen.

\*Wir verwahren Ihre Daten in der hochsicheren Infrastruktur des Urkundenarchivs der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten (BAIK).

\*Ihre Daten sind in Österreich gespeichert und verschlüsselt gesichert.

\*Keine Grundgebühr und keine Vertragsbindung.

#### SHARE & MORE

Das sichere Datensharing – für Ausschreibungen und mehr Daten mit Ihren Partnern teilen.

\*Team Hub – Sie können im gesicherten Storage-Bereich große Datenmengen gemeinsam mit Ihren Partnern lesen, schreiben und austauschen.

\*Tender Hub – Sie können Ausschreibungsunterlagen einfach an Ihre Kontakte/Mail-Adressen verteilen und haben den schnellen Überblick über den Status der Ausschreibungen und Antworten der Ausschreibungsteilnehmer.

\*Distro Hub – Sie können Ihre gewünschten Unterlagen (zum Beispiel Protokolle, Einladungen, Sitzungsunterlagen usw.) einfach per E-Mail-Link – ganz ohne Attachment – an Ihre Empfänger oder unbeschränkt als Web-Download freigeben.

Steigen Sie noch heute ein: +43 (0) 1 512 74 02 55 oder Mail an [info@manz.at](mailto:info@manz.at)  
Nähere Produktinformationen finden Sie unter <https://storage.manz.at>  
Bestehende Kunden des Urkundenarchivs der Architekten und Ingenieurkonsulenten können über den Smartclient unmittelbar einsteigen und müssen sich nicht gesondert registrieren. Vor der Benutzung lesen Sie bitte unbedingt die Hinweise unter dem Menüpunkt „Storage“ –> „Storage Info“ im Smartclient.



Unternehmen entwickelt: [storage.manz.at](http://storage.manz.at)  
Steigen Sie noch heute ein: +43 (0) 1 512 74 02 55  
oder E-Mail an [info@manz.at](mailto:info@manz.at)  
Nähere Produktinformationen finden Sie unter <https://storage.manz.at>



# Das Rezept zur perfekten Küche.

**Beratung, Planung und Realisierung. Alles aus einer Hand.** Professionalität in der Gastronomieausstattung erfordert Erfahrung in Planung und Baustellenbegleitung komplexer Projekte. Wir kennen die Arbeitsabläufe in modernen Großküchen und die damit verbundenen Anforderungen und stellen unser Wissen gerne in der Zusammenarbeit mit ArchitektInnen unseren KundInnen bei der Umsetzung auch hochkomplexer Projekte zur Verfügung. Stöln Group – wir wissen worauf es ankommt.



**Stöln GmbH**  
Günter Maurer  
Key Account Manager  
+43 (0) 676 830 81 307

Herzogenburgerstraße 9, 3100 St. Pölten  
T + 43 (0) 27 42 36 22 20-0

Burggasse 120, 1070 Wien  
T + 43 (0) 1 52 24 674

[office@stoelner.at](mailto:office@stoelner.at) | [www.stoelner.at](http://www.stoelner.at)

## Nuts and Bolts | vertriebene Intelligenz

**Ursula Seeber**  
Geboren 1956. Leiterin der Österreichischen Exilbibliothek im Literaturhaus Wien.

„Wie anders ist das Los des *Ingenieurs*! Das schwere Rüstzeug der Methode des Mathematikers, der Theorie des Mechanikers und der Erfahrung des Physikers wird ihm umgürtet in stiller Studierstube, im friedlichen Laboratorium – dann aber wird er hinausgetrieben in den Lärm der Welt, in den Kampf gegen die Natur [...], der Ingenieur [...], der sie *unterjochen* soll, hat eine ewig Widerspenstige zu zähmen, die kratzt und beißt und sich bis aufs Blut wehrt. Das ist der ewige Kampf.“

Was Ludwig Brinkmann in seiner Studie „Der Ingenieur“ (1908) so bildhaft-dramatisch als Ethos zu packenden Gestalts der Wirklichkeit beschreibt, zeugt von der großen Emphase, die dieses Berufsbild um 1900 begleitet. Der Ingenieur wird hier auch als ein Konstrukteur der Gesellschaft gewürdigt, und tatsächlich verbinden sich in vielen österreichischen Ingenieursbiografien die technische Intelligenz mit Begabungen philosophischer oder literarischer Natur, etwa bei dem Mathematiker und Aerodynamiker Richard von Mises (1883–1953), der nicht nur eine an der Philosophie des Wiener Kreises orientierte Einführung in die Wissenschaftstheorie schrieb („Kleines Lehrbuch des Positivismus“, 1939), sondern auch eine der größten privaten Rilke-Sammlungen besaß und etwa 1944 Rilkes Briefe im renommierten New Yorker Aurora Verlag herausgab. Mises lehrte im Exil an der Universität Istanbul und später in Harvard.

Dazu gehören der Schriftsteller Robert Musil (1880–1942), studierter Maschinenbauingenieur der Deutschen Technischen Hochschule Brünn, und der Schriftsteller und

Kulturphilosoph Hermann Broch (1886–1951). Er schrieb Romane wie die „Schlafwandler“-Trilogie (1930/1932), deren literarisches Verfahren, Joyce's verwandt, stilbildend für modernes Erzählen im 20. Jahrhundert wurde, verfasste Schriften zur Massenwahntheorie und zum Problem des Kitsches – und er war Ingenieur. Sein Vater, ein jüdischer Textilhändler, hatte 1906 eine Baumwollspinnerei in niederösterreichischen Teesdorf erworben, die seine Söhne übernehmen sollten. Friedrich Broch fügte sich offenbar problemlos und war auch im amerikanischen Exil weiter als Techniker tätig. Hermann Broch, der die Lehranstalt für Textilindustrie in Wien V besucht und das Ingenieursdiplom an der Oberen Spinn- und Webschule Mühlhausen im Elsass gemacht hatte, führte die Firma gewissenhaft, aber ohne inneren Bezug bis zu ihrem Verkauf 1927: „[Ich war] noch vor meiner Geburt zum Spinner, Weber und Cottondrucker bestimmt (wehren konnte ich mich dagegen nicht).“ 1938 emigrierte er in die USA, wo er in New Haven in bescheidenen Verhältnissen als Autor lebte. Auch die neuen jüdischen Eigentümer mussten 1938 flüchten, den Teesdorfer Betrieb übernahm die Vorarlberger Firma F. M. Hämmerle.

NS-Verfolgung und Exil der Ingenieure werden seit den 1980er-Jahren in Länderstudien, Institutionsgeschichten und Monografien dokumentiert, die Grundlagenforschung steht aber erst am Anfang. Dazu kommt die Vielfalt der unter dem Ingenieurstitel subsumierten Berufsfelder.

An den ehemaligen Kaderschmieden der k. k. Monarchie, den Technischen Hochschulen Prag und Brünn, betrug der Anteil jüdischer Studierender Ende der 1920er-Jahre zwischen 20 und 30 Prozent. In Wien lag der Prozentsatz wesentlich und in Graz exorbitant darunter. Von den knapp 3.200 Studierenden (Hörerinnen waren Ausnahmen) an Technischen Hochschulen in Österreich 1933 waren rund 10 Prozent jüdisch. Die Machtübernahme Hitlers 1933 und die Installation des autoritären „Ständestaates“ 1934 beförderten nicht nur die Aggression der „nationalen“ Studentenschaft gegen politisch andersdenkende und jüdische Studierende, die sich in Sabotageakten und Schlägereien entlud. Auch institutionell – Einführung eines Numerus clausus – bereitete sich die Entfernung der jüdischen Studenten von der Universität vor, 1938 wurde ihnen das weitere Studium vollends verboten. Zugleich ging man an die „Säuberung“ des Lehrkörpers. An der TU Wien entließ man etwa Emil Abel (Physikalische Chemie), Alfred Basch (Praktische Mathematik), Leo Kirste (Luftfahrtwesen) und Otto Redlich (Physikalische Chemie), die Dozenten Stefan Guiczky (Schiffsmaschinenbau), Stefan Jellinek (Elektropathologie) oder Franz Magyar (Maschinenbau). In mehreren Fällen wurde ehemaligen jüdischen Absolventen der akademische Titel aberkannt, etwa dem Elektrotechniker Friedrich Eichberg oder dem Chemiker Fritz Feigl.

Mit der Vertreibung dieser Gruppe aus rassistischen oder politischen Motiven ging Österreich nicht nur eines Teils seiner kritischen Intelligenz verlustig, sondern auch eines großen technischen Innovationspotenzials, darüber können die spektakulären Werke nationalsozialistischer Ingenieursarbeit, Stichwort „Reichsautobahn“ und „Atlantikwall“, nicht hinwegtäuschen.

Henry Beran eignete sich selbst auf der Flucht vor den Nationalsozialisten und im Einsatz für die Britische Armee im Eigenstudium ein umfangreiches technisches Know-how an.



### Literatur:

Paulus Ebner: Politik und Hochschule. Die Hochschule für Bodenkultur 1914–1955. Wien 2002

Wilhelm Frank: Emigration österreichischer Technikerinnen und Techniker. In: Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940. Hg. Friedrich Stadler. Bd. 1. Wien 1988, S. 416–442

Barbara Kanzian: Verfolgte Ingenieure. In: konstruktiv 250, Juli/August 2005, S. 11

Juliane Mikoletzky: Von jeher ein Hort starker nationaler Gesinnung. Die Technische Hochschule in Wien und der Nationalsozialismus. Wien 2003

Wolfgang Mock: Technische Intelligenz im Exil. Vertreibung und Emigration deutschsprachiger Ingenieure nach Großbritannien 1933 bis 1945. Düsseldorf 1986

Lorenz Werner (Hg.): Technik und Verantwortung im Nationalsozialismus. Münster u. a. 2004

Als Hermann Broch 1908/09 den Spinnereibetrieb in Teesdorf von Grund auf modernisierte, beauftragte er den erst 27-jährigen Wiener Industriebauingenieur Dr. Bruno Bauer mit dem Neubau, am auffälligsten die großzügig konzipierten Fabrikhallen aus Stahlbeton und der turmartige Eckbau mit einem Wasserhochbehälter. Probleme des Werkstoffes Stahlbeton und die Frage nach gelungenen Synthesen von Funktionalität und Ästhetik beschäftigten Bauer während seiner ganzen Karriere als Industriearchitekt. Bis 1933 meldete er 120 einschlägige Patente an. Insgesamt führte das Büro Bruno Bauer rund 380 Projekte und Bauten in ganz Mitteleuropa aus, darunter Fa. ERICSON (später Schrack AG), Wien 12 (ab 1913), Fa. ELIN-UNION, Weiz/Steiermark (1921/22 und 1929) oder die Wiener Schuh AG BALLY, Wien 15 (1924). Daneben betätigte sich Bauer auch berufspolitisch, war in den 1930er-Jahren Präsident des Verbandes der Technischen Konsulenten v.t.k. und der Ingenieurkammer für Wien, Niederösterreich und Burgenland. Seine Streitschrift „Das Chaos im technischen Berufswesen. Zur Frage der Berufsabgrenzung zwischen Ingenieurkonsulenten, Architekten, Baumeistern und Baubeamten“ (Wien 1933) wurde 1934 vom Verband der Baumeister Österreichs mit einer Gegenschrift aus dem „Scholle Verlag“ im ständestaatlichen Sinne beantwortet, die auf die „natürlichen“ Grundlagen der Kunst im Handwerk setzt. Im Frühjahr 1938 emigrierte Bauer nach London, aber schon im Dezember starb er bei einer schweren Operation.

Als Bruno Bauer das Elin-Werk in der Steiermark entwarf, war ein anderer späterer Emigrant seit 1917 dort Direktor: Emanuel Rosenberg (1872–1962), damals einer der bedeutendsten Elektrotechniker des Landes. Er hatte Patente auf dem gesamten Gebiet der Elektrotechnik erworben, am bekanntesten die „Rosenberg-Maschine“. Ursprünglich als Dynamomaschine für die elektrische Zugbeleuchtung entwickelt, kam sie in der Folge als Umformungsaggregat für das Elektroschweißen in Verwendung. Rosenberg emigrierte 1938 nach Großbritannien, wo er als Forschungsingenieur bei der britischen Motor Industry Research Association arbeitete, 1940 nach Bogotá.

Die Elektroindustrie war in Großbritannien der Industriezweig, in dem im weitesten Sinn Industrieforschung betrieben wurde, daher fanden Ingenieuremigranten vor allem dort Beschäftigung wie Paul Eisler (1907–1992), der Erfinder der „Leiterplatte“ für elektronische Bauteile. Know-how-Transfer erfolgte durch Publi-



kationstätigkeit, Patente, neue Produkte oder Verfahren, so führte etwa Karl Walter Mautner (1881–1949), Spezialist für Brückenbau sowie Berg- und Hüttenbau aus Wien, in England neue Methoden zur Herstellung von Vorspannbeton ein.

Heinz (später Henry) Beran, geboren 1922 in Wien, hat sich das Know-how des Ingenieurs, um mit Brinkmann zu sprechen, „nicht im friedlichen Laboratorium“ erarbeitet, sondern realiter, „hinausgetrieben in den Lärm der Welt“. Mit 14 verlässt er die Realschule und beginnt eine Werkzeugmacherlehre (Schnitt- und Stanzenmacher). 1938 gelingt die Flucht mit einem Kindertransport nach London. In Abendkursen und mit Büchern lernt er Maschinenbau, auch 1940 als „enemy alien“ in kanadischer Internierung. Nach seiner Entlassung 1942 arbeitet er als Werkzeugmacher, 1944 tritt er der Britischen Armee bei, genauer den Royal Electrical and Mechanical Engineers (REME). Während seiner Stationierung in Ägypten besteht er die Aufnahmepflichtprüfung für die Institution of Mechanical Engineers. Nach der Abrüstung wird er Konstrukteur bei der Manifold Machinery Comp., die Radioarmaturen und Glühlampen erzeugt. Er schafft die Aufnahme ans Institute of Mechanical Engineers, erwirbt den Berufstitel A.M.I.Mech.E. Mit seiner Frau geht Beran nach dem Krieg nach Australien. Der Spezialist für Druckrohre wird Bereichsleiter des Snowy Mountains Hydro Electric Scheme, einem riesigen Wasserkraftprojekt in Südostralien mit 16 Dämmen, sieben Kraftwerken und über 200 Kilometern Tunnels, Pipelines und Aquädukten. Zehn Jahre leitet er schließlich die Produktionsabteilung von Carrier (Australia) Pty. Ltd., Weltführer für Heiz- und Kühlsysteme. „Nuts and bolts“ hat der vielfach Dekorierte seine Autobiografie genannt, was „Muttern und Bolzen“ heißt, aber so viel bedeutet wie „Das Um und Auf“ oder „Worauf es ankommt“. ■

Dank an: Henry Beran (Hunters Hill, NSW), Henry Chary (Rancho Pales Verdes, CA), Franz Heissenberger (Teesdorf), Christian Klösch (Wien)



Hermann Broch, gelernter Ingenieur, führte bis 1927 die väterliche Textilfabrik, emigrierte 1938 in die USA und widmete sich im Exil der Literatur.





## Der Österreichische Bau-Preis 2011 | Auszeichnungen für den Export von Ingenieur- und Entwurfsleistungen

Seit 2006 vergibt die Immobilien Privatstiftung den Österreichischen Bau-Preis mit dem Ziel, „das Immobilienwesen und damit innovative und ökonomisch anwendbare Lösungen auf dem Gebiet der Architektur, der Bauplanung, der Baukonstruktion und der Haustechnik“ zu fördern.

**Anna Soucek**, geboren in Wien, Studium in London. Mitarbeit an Ausstellungen, Mitgründung des forum experimentelle architektur. Freie Mitarbeit bei Radio Österreich 1 (Kunstradio, Leporello, Diagonal, Nachtquartier).

Für die vierte Auflage des Bau-Preises wurden die Kategorien aus aktuellen Entwicklungen und aus Erfahrungen aus den Vorjahren neu formuliert. Dem Preis wurde somit eine klarere Ausrichtung gegeben. Da das Bauwesen der Zukunft immer stärker an seiner Fähigkeit gemessen wird, Ökologie und Ökonomie auf einen gemeinsamen, qualitätsvollen Nenner zu bringen, soll diese Kompetenz der zentrale Kern des Preises sein.

Während zuvor überwiegend in Österreich realisierte Bauten zur Einreichung gelangten, wurde 2011 in der mit 50.000 Euro dotierten Kategorie „Export von Ingenieur- und Entwurfsleistungen“ nach Projekten gesucht, die im Ausland realisiert wurden. Ausgezeichnet wurde in dieser Kategorie das Internationale Konferenzzentrum Dalian von Coop Himmelb(l)au. Die Kategorie „Forschung und Entwicklung“ wurde für Forschungsabteilungen privater Unternehmen und nicht-universitäre Forschungseinrichtungen geöffnet. Der Österreichische

Bau-Preis wird damit verstärkt als österreichischer Forschungspreis für das Immobilienwesen positioniert. In der Kategorie „Organisationen und Netzwerke“ geht es darum, Akteurinnen und Akteure auszuzeichnen, die durch ihr Engagement in den Bereichen globale Konkurrenz der Regionen, Klimawandel, Mehr-Generationen-Wohnen etc. das Immobilienwesen verändern und bereichern. Im Rahmen der neu eingeführten Kategorie „Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler“ wurden Stipendien für eine geplante Forschungsarbeit vergeben, die mit dem Immobilienwesen im Zusammenhang steht und bei der nächsten Ausgabe des Bau-Preises von den Preisträgern in ihrem aktuellen Stand präsentiert wird.

Die Preisgelder für diese vier Kategorien betrugen 2011 insgesamt 200.000 Euro. Aus 120 Einreichungen wählte die 14-köpfige Jury, aus Vertreterinnen und Vertretern aus den Bereichen Architektur und Bauingenieurwesen zusammengesetzt, insgesamt 13 Preisträger aus. Dem Architekten Rainer Pirker wurde für sein Projekt „guangming new town centre, entropic city“ ein Sonderpreis in der Höhe von 35.000 Euro verliehen. Das nächste Mal wird der Bau-Preis für das Jahr 2013 ausgeschrieben.

Rainer Pirkers Stadtentwicklungsprojekt guangming new town centre, entropic city wurde mit einem Sonderpreis des Österreichischen Bau-Preises gewürdigt.

### Rainer Pirkers Stadt der Zukunft

Rainer Pirker hielt seine Unentschlossenheit gleich im ersten Satz fest, als er für die Hauptkategorie des österreichischen Bau-Preises einreichte. „Export von Ingenieur- und Entwurfsleistungen“ heißt die Kategorie. Seine Zweifel waren berechtigt, denn das Projekt entsprach den Kriterien der Ausschreibung nicht. Gesucht wurden fertige Bauwerke, so wie das letztendlich prämierte Projekt „Dalian International Conference Center“ von Coop Himmelb(l)au. Aber keine Städtebauprojekte, deren Realisierung in der Schwebe ist. Dennoch entschied sich Rainer Pirker für die Einreichung seines Masterplans für das Guangming New Town Centre, „entropic city“. „Warum ein städtebauliches Projekt bei einem Baupreis?“, fragte er zu Beginn des Konzeptschreibens. Und gleich im nächsten Absatz antwortete er selbst: „Es ist nicht nur ein städtebauliches Projekt irgendwo in Asien, größer als Projekte europäischen Maßstabs. Vermutlich sogar einer der größten österreichischen Planungsexporte – acht Quadratkilometer Stadt.“ Im Urbanismus – und hier ist sogar eine Kritik an der Ausschreibung versteckt – ginge es laut Rainer Pirker nicht „um den Export europäischer Stadtmodelle. Vielmehr geht es darum, aus anderen Kultur zu lernen und Strategien zu entwickeln, die auf heutige Gegebenheiten reagieren.“

Pirkers Masterplan kam dennoch in die nähere Auswahl, er lieferte eine überzeugende Präsentation und bekam – nach einigen Diskussionen innerhalb der Jury über Kriterientreue – den Sonderpreis des Bau-Preises 2011 zuerkannt, der mit 35.000 Euro dotiert war. Wenige Tage später verunglückte Rainer Pirker bei einem Autounfall.

Wenn jemand tot ist, werden Charaktereigenschaften wie Unbequemlichkeit, Kompromisslosigkeit und Sturköpfigkeit oft idealisiert. Posthum ist es eine Tugend, dass jemand an der eigenen Idee festgehalten hat und sich von äußeren Kräften nicht brechen ließ. Das Schicksal eines Intellektuellen, dessen Ideen zu neu waren, um verstanden, geschweige denn umgesetzt zu werden, wird idealisiert. Was bleibt, ist der Wille, so sagt man. Auf Rainer Pirker treffen all diese Zuschreibungen zu, aber man kann nicht behaupten, dass sie ihn zu Lebzeiten mit Glückseligkeit erfüllt haben. Rainer Pirker hat fast nichts gebaut und er war nicht zufrieden damit.

„Die intensive Forschungstätigkeit, die wir alle auf unterschiedliche Weisen verfolgen, und Rainer Pirker besonders, hebt ja nicht den Wunsch auf, die Dinge zu organisieren. Es gibt eine jüngere Generation, die meint, wenn man etwas im Computer generiert hat, dann reicht es, dann kann das Projekt abgelegt werden. Wir sehen das anders. Wir wissen genau, dass erst das 1:1-Modell am Ende der Reise angelangt ist, wenn es funktioniert und angenommen wird. Man kann viel forschen, aber nicht an der Klientel vorbei bauen“, sagt Walter Stelzhammer, der mit Rainer Pirker eng befreundet war. Sie teilten Interessen, waren sich aber in Detailfragen uneins. Zusammengearbeitet haben sie nie, bedauert der Architekt Stelzhammer.

Kennengelernt hatten sie sich in den 1980er-Jahren, als Pirker, nach seinem Studium in Innsbruck, bei Hans Hollein als leitender Mitarbeiter beschäftigt war. Zwischen 1989 und 1991 lebte Pirker mit der Architektin Semra Öndes in Istanbul, wo sie zusammen an der Planung eines Seniorenwohnheims arbeiteten. Der Anschluss an das lokale Bauwesen misslang, das Projekt platzte, Pirker zog nach Wien.

Ende der 1990er-Jahre wurde der Wettbewerb zur Bebauung der ehemaligen KDA-Gründe, des Kabelwerks, ausgeschrieben. Rainer Pirker, der inzwischen unter dem Namen rainer pirker architeXture sein eigenes Büro betrieb, entwickelte gemeinsam mit the Poor Boys Enterprise ein Stadtentwicklungskonzept, das als Siegerprojekt hervorging. Es kam zum Krach zwischen den Beteiligten, und wiederum stieg Rainer Pirker mit leeren Händen aus, ohne eine einzige Wohnung gebaut zu haben. Fortan war er, erinnert sich Walter Stelzhammer, von der Wiener Stadtplanung weitgehend ausgeschlossen: „Was auch immer genau dahintersteht, dazu gehören sicher auch seine Unerbittlichkeit, was Wege und Ziele betrifft: Er war nachher eine Persona non grata.“

Im Gegensatz zum deutschsprachigen Raum, wo Pirker einige Wettbewerbe gewinnen, jedoch nichts bauen konnte, hatte er in einem anderen Erdteil in seinen letzten Lebensjahren mehr Erfolg: China. Zweifellos wurden ihm als Architekten noch größere Abstriche abverlangt, als er in Europa zu akzeptieren bereit war, doch vielleicht hat er dazugelernt, sagt Walter Stelzhammer. Jedenfalls konnte sein Büro dort mit Wettbewerbsgewinnen Fuß fassen. Ein Einkaufszentrum, ein Hotel, ein Museum und schließlich der Bauauftrag für ein ganzes Stadtviertel in der 10-Millionen-Stadt Shenzhen, der Guangming New District mit acht Quadratkilometern Grundfläche.

Rainer Pirkers Bebauungsplan, der demnächst umgesetzt werden soll, denkt die Stadt der Zukunft neu. Ausgangspunkt ist die Wohnung als vervielfältigbare Zelle, die den Baustein von Stadterweiterung ausmacht. Nachverdichtung, nicht nur in chinesischen Millionenstädten vonnöten, kann durch Rainer Pirkers Modell bei hoher Wohnqualität erzielt werden, indem er neue Gebäudetypologien vorschlägt. An die Stelle von Hochhäusern in Blockrandbebauung treten gestaffelte Hofbauten, die unterschiedlich hoch sind.

Walter Stelzhammer, der als Jurymitglied des Bau-Preises für die Prämierung des zukunftsweisenden Systems gestimmt hat, sieht darin eine programmatische Lösung, die zwar für den Wettbewerb überspitzt inszeniert ist, jedoch das Potenzial einer Umsetzung und einen Wahrheitsgehalt aufweist, wie er sagt. Vielleicht hat Rainer Pirker eine Möglichkeit erarbeitet, wie man der wachsenden Stadtbevölkerung in Zukunft qualitative Unterkünfte bieten kann. Dem Spatenstich seines mehrfach ausgezeichneten Projekts in Shenzhen konnte er nicht mehr beiwohnen. ■

## Schuhempfehlung

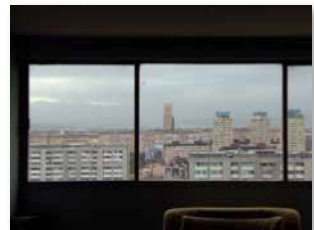
Rahmengenähte Herenschuhe nach Maß sind unmodern. Und das schon seit 20 Jahren. „Klassiker“ wurden sie in den 80ern genannt. Doch die Mode kennt keine Klassik. Gnadenlos schritt sie über die Ausrufung der Dauerhaftigkeit hinweg. Und weil in der Mode nichts älter aussieht, als die Mode von gestern, hat der Maßschuhträger heute einen schweren Stand. Zumindest dann, wenn er weder als hängengebliebener Alt-Yuppie, noch als Bankster und schon gar nicht als Möchtegern-Aristo identifiziert werden will. Nur wer im Bauwesen daheim ist, kann gute Gründe für einen Schuh nennen, von dem man treffend sagt, er sei für einen „gebaut“ worden.

Doch es könnte sein, dass wir in einer Zeit leben, in der die Modefrage gegenüber anderen Fragen an Gewicht verliert: Ist es nicht wahrscheinlich, dass alles Geld über Nacht den Wert verliert? Oder die Banken

schließen? Könnte ein Crash die Wirtschaft so ruinieren, dass mein Beruf keinen Markt mehr hat? Wie gewiss kann ich sein, dass ich mir in ein paar Jahren noch neue Schuhe kaufen kann?

In den 80er-Jahren war ich als Student recht dankbar, von meinem Vater nicht nur einige Paare Rahmengenähter vom K&K Hofschuhmacher Scheer geerbt zu haben, sondern auch die Form seiner Füße. Diese Schuhe waren schon zwischen zehn und 20 Jahre lang getragen, sahen dennoch perfekt aus, und ich trug sie weitere zehn Jahre, bis ich sie aus modischen Gründen entsorgte.

Ich mag diese Schuhe nicht, alle kulturellen Assoziationen, die an ihnen haften, sind mir fremd. Doch als ich kürzlich an den Banken der Wiener Innenstadt vorbeiflanierte, drängte sich mir angesichts der seit unvorstellbaren Zeiten immer gleichen Auslage des Schusters Scheer doch der Gedanke auf: Wer jetzt kein 'Schuh baut, baut sich keinen mehr. Wolfgang Pauser •



## Filmempfehlung

### TLATELOLCO

Regie & Drehbuch: Lotte Schreiber  
www.sixpackfilm.com

Seine heutige Form verlor Tlatelolco, ein Stadtteil Mexiko Citys, der mexikanische Architekt Mario Pani, der in der Atmosphäre des massiven mexikanischen Wirtschaftsaufschwungs die Visionen des internationalen Stils in dem bis heute größten mexikanischen städtebaulichen Projekt umsetzte. Dieses Monument der Moderne wird jedoch von historischen Relikten durchbrochen, die Ruinen eines aztekischen Tempels finden sich genauso wie eine spanische Kathedrale aus dem 17. Jahrhundert im historischen Erbe dieses Ortes. Ebenso wie die architektonischen Spuren der Geschichte überlagern sich auch historische

Ereignisse in Tlatelolco. 1521 unterlag der letzte aztekische Herrscher in Tlatelolco den Truppen Hernan Cortéz'. 1968 forderte die blutige Niederschlagung von Studentenprotesten hunderten Menschen das Leben. Während des großen Erdbebens das 1985 Mexiko City erschütterte, stürzte ein 288 Wohnungen umfassendes Gebäude ein.

Die Bewohner des Stadtteils sind allesamt in der einen oder anderen Form mit diesen Ereignissen verwoben. In drei Porträts spürt Lotte Schreiber diesem kollektiven Gedächtnis eines Ortes und seiner Bewohner im Alltag nach und legt sowohl die Parallelen als auch die Differenzen zwischen der objektivierten Geschichtsschreibung des Ortes und der persönlichen Historie der einzelnen Bewohner auf. Sebastian Jobst •

## Besuchsempfehlung

### Dialog im Dunkeln

Haben Sie schon mal eine Ausstellung besucht, in der es nichts zu sehen gibt? Wenn Sie den gut 1.000 m<sup>2</sup> großen Keller von „Dialog im Dunkeln“ im Wiener Schottenstift betreten, beginnt ein Reflexionsprozess über Fähigkeiten und Kompetenzen, Vorurteile und Stereotypen, Diversität und Sensibilisierung. Blinde und Sehende tauschen beim Dialog im Dunkeln für eine Stunde die Rollen. Blinde Guides führen die Besucher durch alltägliche Situationen – bei völliger Dunkelheit. Die Gäste erle-

ben an sich selbst, wie Blinde den Straßenverkehr, das Einkaufen oder einen Besuch in einer Bar meistern.

Der Ansatz des deutschen Ideengebers, Firmengründers und Social Entrepreneurs Andreas Heinecke war es, die Fähigkeiten und Kompetenzen blinder und sehbehinderter Menschen zu thematisieren und so einen Ansatz zur Integration zu schaffen, in dem nicht Mitleid im Vordergrund steht. Andreas Heinecke reüssierte mit seiner Geschäftsidee und Dialog im Dunkeln kann heute auf eine fast 24-jährige Geschichte und ein internationales

Netzwerk mit 23 Niederlassungen zurückblicken. Dialog im Dunkeln ist an sich ein klassisches Franchise-Unternehmen gepaart mit einer gesellschaftlichen und sozialen Innovation: der Umkehrung von Potenzialen. Blinde werden Sehende und Sehende werden Blinde. Der Ansatz ist ein Rollentausch, und nachdem man als Besucher den alltäglichen Parcours von Nichtsehenden gemeistert hat, wird man unweigerlich zum Botschafter einer Kultur ohne Bilder – kein Stück Alltag für sehende Menschen. Treten Sie ein! Heide Linzer •

www.imdunkeln.at

## Realisierungswettbewerb

Der bloße Anschein einer Aufhebung der Anonymität der Wettbewerbsteilnehmer führt zum Widerruf.

(BVA 08.06.2011, N/0037-BVA/11/2011-19)

Das Bundesvergabeamt (kurz: BVA) hatte über einen Realisierungswettbewerb zu entscheiden:

Der Bundesimmobiliengesellschaft (kurz: BIG) führte als Ausloberin einen einstufigen, offenen, EU-weiten Realisierungswettbewerb zur Erlangung von baukünstlerischen Vorentwurfskonzepten für die Vergabe von Generalplanerleistungen zur Sanierung und Erweiterung einer Schule und eines Bundesschülerheims in Eisenstadt durch. Um die Anonymität der eingereichten Wettbewerbsbeiträge zu gewährleisten, war der Verfasserbrief in einem von den Wettbewerbsbeiträgen getrennten, verschlossenen und undurchsichtigen Kuvert vorzulegen. Im Zuge der Vorprüfung konnte einem Projekt kein Verfasserbrief zugeordnet werden, was dazu führte, dass der

Wettbewerbsbeitrag durch die Jury nicht beurteilt wurde. Das BVA entschied mit Bescheid vom 9.7.2010, dass der Ausschluss des Wettbewerbsbeitrags bereits vor Beurteilung und Reihung der Projekte durch das Preisgericht rechtswidrig war (vgl. konstruktiv 279 zu BVA 09.07.2010, N/0043-BVA/04/2010-35).

Die Ausloberin BIG teilte den Wettbewerbsteilnehmern daraufhin mit, dass der Realisierungswettbewerb widerrufen werde. Begründet wurde die Widerrufsentscheidung damit, dass die Anonymität der Wettbewerbsteilnehmer bereits aufgehoben sei, insbesondere weil bereits sämtliche Wettbewerbsteilnehmer über die Entscheidung des Preisgerichts informiert worden seien und das Preisgerichtsprotokoll erhalten hätten. Die Wettbewerbsbeiträge seien überdies auch auf der Homepage der BIG und der Architektenkammer sowie im Rahmen einer Ausstellung in der Schule publiziert worden. Durch diese Veröffentlichungen sei die Anonymität der Teilnehmer aufgehoben und eine „Nachbeurteilung“ durch die Jury unter Wahrung der An-

onymität nicht mehr möglich. Diese Widerrufsentscheidung wurde im gegenständlichen Nachprüfungsantrag bestritten.

Das BVA entschied, dass die BIG zum Widerruf berechtigt (und wohl auch verpflichtet) war: Für eine Fortführung des Wettbewerbs müssten die vorgelegten Wettbewerbsprojekte neuerlich (unter Einbeziehung des zuvor ausgeschlossenen Projekts) beurteilt und gereiht werden. Aufgrund der zeitweiligen Offenlegung der Wettbewerbsteilnehmer und der eingereichten Projekte kann nicht ausgeschlossen werden, dass Rückschlüsse auf die Identität der Verfasser gezogen werden. Eine objektive, den vergaberechtlichen Grundsätzen genügende Beurteilung und Reihung der Wettbewerbsbeiträge wäre damit nicht ausreichend gewährleistet. Das BVA: „Allein der Anschein, dass die durch die Auftraggeberin in der Auslobungsunterlage festgelegte Anonymität nicht mehr gewährleistet sein könnte, bewirkt, dass eine neuerliche Bewertung der eingereichten Projekte nicht mehr möglich ist.“ Gregor Sticker/Aglaia Zeileissen (Schramm Ohler Rechtsanwälte) •

### Der Grenzkataster

Günther Abart, Julius Ernst, Christoph Twaroch  
nvw Neuer wissenschaftlicher Verein, Wien-Graz, 2011



gebührend eingegangen wird. Dieses Buch ist nicht nur dem einschlägigen Fachmann ein guter Ratgeber, sondern gibt auch den interessierten Laien, Studierenden und allen jenen, die sich mit Landadministration, Kataster und Grundbuch auseinandersetzen, einen guten Einblick in den Grundstückskataster im Speziellen und in das Fachgebiet des Vermessungswesens im Allgemeinen.

Auf mehr als 230 Seiten, mit farbigen Plänen, Karten, Grafiken und Fotos ausgezeichnet illustriert, gewinnt man einen guten Einblick in den Themenbereich rund um den Grenzkataster, und es ist auch für all jene eine passende Lektüre, die in ihrem Berufsleben mit technischen und administrativen Problemen des Grundstückskatasters, und nicht nur des Grenzkatasters, laufend zu tun haben. Somit ist dieses Buch auch ein geeignetes (Weihnachts)Geschenk für den Vermessungsbefugten an die Gemeinden oder Liegenschaftsverwaltungen im näheren Wirkungsbereich.

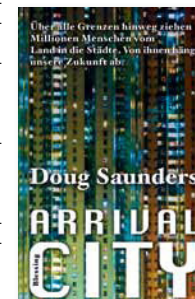
Dietrich Kollenprat •

Schon wieder ein Buch von Christoph Twaroch – doch diesmal unter der Mitwirkung von Günther Abart und Julius Ernst, ein Team von Vermessungsexperten.

Der Grenzkataster, basierend auf dem Vermessungsgesetz BGBl 306/1968, wird in gut verständlicher und übersichtlicher Weise dargestellt, wobei besonders auch auf seine historische Entwicklung

### Arrival City

Über alle Grenzen hinweg ziehen Millionen Menschen vom Land in die Städte. Von ihnen hängt unsere Zukunft ab.  
Doug Saunders  
Blessing Verlag, 2011



Ob die Integration von Migranten gelingt, hängt sehr stark von Architektur und Städteplanung ab. Diese These belegt der kanadisch-britische Journalist Doug Saunders in seinem wahrlich bahnbrechenden Buch „Arrival City“ auf luzide Weise. Dazu prägt er den Begriff der Ankunftsstadt („Arrival City“): Das sind jene Stadtviertel, in denen sich Mi-

granten zuerst ansiedeln. Blühen diese Orte der Ankunft, so werden sie zur Geburtsstätte einer neuen Mittelschicht, scheitern sie, so werden sie zur Brutstätte von Kriminalität und Extremismus. Funktionierende Ankunftsstädte, wie Saunders an zahlreichen Beispielen erläutert, brauchen eine hohe Bevölkerungsdichte, hohe Nutzungsdichte und eine stark gemischte Nutzung. Auch muss den Bewohnern die Möglichkeit gegeben werden, die Stadt baulich nach ihren Bedürfnissen zu gestalten. Für den Erfolg einer Ankunftsstadt entscheidend sind nämlich im Großen und Ganzen drei Faktoren: die Chance auf Erwerb von Grund- oder Wohnungseigentum, die Möglichkeit zur unkomplizierten Gründung von Kleinunternehmen und das Bestehen lokaler sozialer Netzwerke. Wenn Architektur und festgeschriebene Gesetze – dies verhindern, dann wird die Ankunftsstadt unweigerlich zum sozialen Brennpunkt. Ein Buch, das einem die Augen öffnet. Michael Krasznitzner •

# „Architektur ist einfach das Richtige für mich.“ |

Thomas Pucher im Porträt



**Eva Guttmann**, 1967 in Innsbruck geboren. Studium der Politikwissenschaften und Geschichte sowie Architektur. 2004 bis 2009 Chefredakteurin der Zeitschrift „Zuschnitt“, daneben freie Autorin, Redakteurin und Lektorin von Publikationen in den Bereichen Architektur und Kunst. Seit 2010 Geschäftsführerin des HDA in Graz.

Dass Thomas Pucher Architekt geworden ist, „hat sich ganz logisch ergeben“. Zwar legen weder sein familiärer Hintergrund noch seine Geburtsstadt Leibnitz in der südlichen Steiermark diesen Schluss unbedingt nahe, doch das Bauen begleitet ihn seit Kindergartenzeiten. Zuerst im großen Sandhaufen vor der Haustüre, dann über seine schulische Laufbahn als Absolvent der HTL für Hochbau und schließlich – eben ganz logisch daraus folgend – durch das Studium der Architektur an der Technischen Universität in Graz.

Bereits im ersten Semester begann er bei Klaus Kada, ebenfalls gebürtiger Leibnitzer, zu arbeiten und ab diesem Moment „wurde es richtig interessant“. Hier wurde Pucher zum ersten Mal mit der Realität des Planens und Bauens konfrontiert, mit den unterschiedlichen Arbeitsprozessen, den Diskussionen rund um einen Entwurf und dessen Umsetzung. Während seiner gesamten Studienzeit praktizierte Pucher in verschiedenen Architekturbüros, er erhielt private Aufträge für kleinere Umbauten und nach einem Auslandssemester in Amsterdam und dem Diplom gründete er 1997 gemeinsam mit Studienkollegen das Architekturbüro Love, 2005 schließlich das Atelier Thomas Pucher mit inzwischen 15 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Die Zielstrebigkeit, mit der Thomas Pucher seither an seiner Karriere als Architekt arbeitet, ist bemerkenswert. Von Beginn an waren nationale und vor allem auch internationale Wettbewerbe die erste Wahl, um an Aufträge zu kommen – und der Erfolg stellte sich bald ein: Neben gewonnenen Projekten in Österreich war das Büro auch international gut unterwegs. Dem Masterplan für die 500.000-Einwohner-Stadt Yeon Meong in Südkorea folgten das Headquarter für die Organization of the Islamic Conferences (o.i.c.) in Jeddah, Saudi Arabien, die Tartu Joekaare Street (neun Hochhäuser mit 444 Wohnungen) und die Tartu Art Factory in Tartu, Estland, die Sinfonia Varsovia in Polen, die Tallinn Music School, Ballet School and Georg Otsa Music School ebenfalls in Estland und zuletzt das Projekt China North City Development mit 4.000 Wohnungen sowie Einkaufszentren in der Größenordnung von mehr als 200.000 m<sup>2</sup> in Tianjin, China.

Berührungsängste in Bezug auf die Tätigkeit in politisch fragwürdigen Systemen kennt Thomas Pucher nicht: „Wir haben dieses Thema diskutiert, und es ist ganz klar, dass wir keine politischen Erfüllungsgehilfen sein wollen. Aber sobald wir das Gefühl haben, einen sinnvollen Beitrag leisten zu können, also etwas zu bauen, das

in seiner Wirkung gesellschaftliche Relevanz hat, dann machen wir es, sonst nicht.“

Gewonnene Wettbewerbe sind jedoch kein Garant für deren Umsetzung und auch Pucher spricht von „unsicheren Zeithorizonten“ für viele seiner Projekte im In- und Ausland. „Das Problem, das wir Architekten generell haben, ist, dass im Umsetzungsprozess unzählige Ja-Entscheidungen notwendig sind, aber eine einzige Nein-Entscheidung schon Stillstand zur Folge haben kann. In diesen Situationen sind Managementfähigkeiten gefragt. Je größer und komplexer ein Projekt ist, umso mehr geht es um cleveres Managen auf allen Ebenen. Das ist etwas, das man an den Universitäten nicht lernt, vielleicht auch nicht lernen kann, sondern was mit der Erfahrung wächst.“

Daneben hält er Offenheit, Hartnäckigkeit und Kommunikationsfähigkeit für wesentliche Eigenschaften, um als Architekt erfolgreich zu sein. Offenheit, um auf die spezifischen (kulturellen) Rahmenbedingungen reagieren zu können, Hartnäckigkeit und Kommunikationsfähigkeit, um die eigenen Visionen durchzusetzen. Und Kommunikation ist auch der zentrale Bestandteil der bürointernen Entwurfsprozesse: Das jeweilige Projektteam diskutiert in mehreren Durchgängen so lange, bis es zu einem gemeinsamen Schluss kommt. Dabei liegt der Fokus auf einem stark analytischen, projektbezogenen Zugang, bei dem unterschiedliche Alternativen möglichst konsequent und so lange durchgespielt werden, bis die richtige „übrig bleibt“. Über die Jahre ist daraus eine Methode entstanden, die Thomas Pucher als extrem effizient bezeichnet und die inzwischen so ausgereift ist, dass bei einem Wettbewerbsbeginn unmittelbar auf die bereits erfolgte Planung aufgebaut werden kann.

Seine Motivation schöpft Thomas Pucher, wie wohl die meisten Architektinnen und Architekten, aus dem fertigen Bauwerk, aus dem Ergebnis des langen Prozesses zwischen den ersten Ideen und Diskussionen und dem physischen, dreidimensionalen Ding, das benutzt wird, funktioniert und dem entspricht, was er sich lange vorgestellt hat, und er meint: „Architektur ist einfach das Richtige für mich, aber es geht immer um das Projekt. Es geht darum, dass es etwas können muss, was die Gesellschaft besser macht, etwas, womit Menschen sich identifizieren können. Es geht nicht um Selbstverwirklichung, ich muss nicht berühmt werden – aber ich nehme es in Kauf, wenn ich dadurch aufregende Projekte leichter realisieren kann.“ ■